

# Wochenblatt für das werktätige Volk

Wochenblatt für das werktätige Volk ★ Bilder-Beilage „Welttrundschau“, Roman-Beilage „Die Quelle“

Bezugsbedingungen:  
Für Österreich monatlich S 1.30, Einzelnummer 30 Groschen  
Es wird gebeten, das Abonnement im voraus zu bezahlen  
Telephon: St. Pölten Nr. 76 • Postcheckkonto 175.831

Amstetten-Waidhofen  
27. Juli 1929.

Redaktion und Verwaltung: St. Pölten, Kestfr. 6  
Unfrankierte Briefe können nicht angenommen werden  
Anonyme Zuschriften können nicht berücksichtigt werden  
Telephon: St. Pölten Nr. 76 • Postcheckkonto 175.831

## Parlamentsschluß...

### Seipel, der Saboteur des Nationalrates. — Als er gegangen, war reiche Arbeit möglich. — Das Kleinrentnergesetz beschlossen.

„Vor Beginn der alljährlichen Sommerpause drängt es mich, Ihnen allen, den Mitgliedern der Bundesregierung und deren Beamten und den Beamten des Hauses dafür zu danken, daß es uns möglich war, in den letzten Monaten ein Arbeitsprogramm zu bewältigen, das die Monate zu einem Ehrenblatt in der Geschichte des österreichischen Parlaments macht.“

Diese Worte des Präsidenten Dr. Gurtler beschloßen eine Nationalratssession, die wie wenige vor ihr ein gewaltiges Arbeitspensum zu erledigen vermochte. Zu erledigen freilich erst dann, als jener Mann vom Kanzlerstuhl gewichen war, der jede Arbeit der gesetzgebenden Körperschaft verhindert hat, der Herr „Altbundeskanzler“ Dr. Ignaz Seipel. Man denke an das Mietengesetz, an einzelne Grundgesetze, das Kleinrentnergesetz, eine Gewerbegerichts-Novelle, die nun auch die Hausgehilfen und Chauffeure berücksichtigt, eine wenn auch bescheidene Verbesserung des Landarbeiterversicherungsgesetzes, des Arbeitslosenversicherungsgesetzes, an den Fall des berühmten Wohlstandsindex. All das hat gewiß nur einen ganz kleinen Teil unserer berechtigten Forderungen erfüllt, all das ist gewiß lückenhaft und trägt den Charakter des Ausgleiches der parlamentarischen Kräfte an sich.

Und dennoch nach zwei Richtungen hin darf der Befriedigung über die letzte Session des Nationalrates Ausdruck verliehen werden:

Einnmal ist für die arbeitenden Menschen, für die Notleidenden ein Schritt vorwärts wieder möglich gewesen, eine kleine Erleichterung gebracht worden. Es konnte die bürgerliche Mehrheit in manchen Punkten dazu gebracht werden, teilweise unseren Forderungen Rechnung zu tragen.

Und zweitens ist ein Plan Doktor Seipels, des Schneidfederschuhpatrons, zunichte geworden. Er hatte es durch seine Taktik der Provokation, des gehässigen Bekämpfens jeder durch unsere Partei erhobenen Forderung darauf angelegt, den parlamentarischen Mechanismus zum Einrostern zu bringen, um so gleichsam den Motor der Demokratie allmählich aus den Erwartungen und Hoffnungen der Bevölkerung eben auf diese Körperschaft auszuschaalen. Es ist Seipels Taktik ausgesprochen die Taktik des Faschismus! Darüber dürfen die demokratischen Vespertiger in seinen letzten Reden keineswegs täuschen.

Das ist ihm aber mißlungen. In erhöhtem Maße hat sich in den letzten Wochen (ohne den Herrn Seipel) das Interesse der Wählerschaft wieder dem Volkshause zugewendet. Es wird sowohl die Entwicklung der Wohnbauförderung durch den Staat als auch der Kampf um eine Verbesserung des Kleinrentnergesetzes immer wieder des parlamentarischen Bodens bedürfen.

Gewiß, Herr Seipel macht jetzt wieder sehr viel von sich reden. Umso mehr aber einer von sich reden macht, umso weniger redet schon die Allgemeinheit von ihm. Auch Seipels politisches Ausgedinggeraune begegnet heute in den bürgerlichen Kreisen, die einstens ihn als „Retter des Vaterlandes“ gefeiert hatten, allmählich mehr einem Achselzucken, denn einer Aufmerksamkeit.

Das Parlament ist in die Ferien gegangen. Man darf erwarten, daß der Herbst nicht in den Himmel gewachsene Buntschiffenbäume, sondern eine zur Verständigung bereite Regierung und ein arbeitsfähiges und arbeitswilliges Volkshaus findet.

Nachstehend der Bericht über die letzte Sitzung. Der Erstherrmann des verstorbenen Abg. Dr. Jodok Fink, Ing. Ernst Winkler, ist im Hause erschienen und leistet die Angelobung.

Zunächst wird das Luftverkehrsförderungs-gesetz in dritter Lesung angenommen.

Berichterstatter Heizinger referiert über den Bericht des Ausschusses für soziale Verwaltung, betreffend

### Die Abänderung des Bundesgesetzes über die Gewerbegerichte.

Abg. Allina begrüßt die Novelle als einen Fortschritt insoweit, als nun auch Hausgehilfen und Privatwagenchauffeure dem Gewerbegericht unterstellt werden sollen. Dagegen müssen die Sozialdemokraten gegen die Bestimmung des Art. 1, P. 1, al. 4, welche die Dienstnehmer mit einem jährlichen Einkommen von über 15.000 Schilling von der Gewerbegerichtsbarkeit ausnehmen will, den schärfsten Einspruch erheben. Gegen die Schlechterstellung der Arbeitnehmerschaft, wie sie durch diese Bestimmung sich ergeben würde, müssen wir uns auf das entschiedenste wehren und wir erheben daher, unserem Minderheitsantrag, der ihre Streichung verlangt, zuzustimmen. (Lebhafter Beifall bei den Sozialdemokraten.)

Das Gesetz wird in zweiter und dritter Lesung zum Beschluß erhoben.

Der Abz. 4 des Punktes 1 des Artikel 1 „die Zuständigkeit des Gewerbegerichtes

besteht nicht für Arbeitnehmer, deren Jahresentgelt den Betrag von 15.000 Schilling übersteigt“ wird entsprechend dem sozialdemokratischen Minderheitsantrage gestrichen.

Der Berichterstatter Birbaumer referiert über die erste Novelle zum

### Landarbeiterversicherungs-gesetz.

Schneeberger führt hierzu aus: Am 18. Juli, also genau vor einem Jahre, hat der Nationalrat das Landarbeiterversicherungs-gesetz beschlossen. Es ist bedauerlich, daß die bürgerlichen Parteien die Novellierung des Gesetzes dazu benützen wollten, um der Arbeitgebern eine Reihe von wirtschaftlichen Verpflichtungen abzunehmen, wodurch die Versicherungsinstitute in ihrer Leistungsfähigkeit beeinträchtigt werden, was sich letzten Endes wieder zum Nachteil der Versicherten auswirkt. Er erkennt an, daß durch einige Bestimmungen der Novelle gegenüber dem bisherigen Zustand Verbesserungen herbeigeführt werden, kritisiert aber die geplante Aufhebung des Verpflegskostenbeitrages und befürwortet insbesondere seinen Minderheitsantrag über die Zuerkennung der Altersrente bereits mit sechzig Jahren zur Annahme. Wenngleich die Novelle einige Verbesserungen für die Versicherung bringt, könne doch von einer Gleichstellung der landwirtschaftlichen Arbeiter mit der übrigen Arbeiterschaft nicht gesprochen werden. Diese zu erreichen, bleibe das Ziel der Sozialdemokraten. (Lebhafter Beifall bei den Sozialdemokraten.)

Über den Minderheitsantrag wegen der Altersrente wurde namentlich abgestimmt; er wurde mit 77 gegen 60 Stimmen abgelehnt. Die Novelle wurde dann nach dem Bericht des Ausschusses zum Beschluß erhoben.

Berichterstatter Dr. Hofer referiert über

### das Kleinrentnergesetz.

Abg. Dr. Eisler stellt fest: Wir können nur wiederholen, so lange eine klare und verständliche Erklärung der Bundesregierung nicht vorliegt, daß dieses Gesetz nur der Anfang der Gesetzgebung zugunsten der Opfer der Geldentwertung sei und daß ihm sehr bald ein wirkliches Aufwertungs-gesetz folgen wird, können wir dieses Gesetz ablehnen, weil es offenbar mit der Absicht eingebracht wurde und verabschiedet wird den Opfern der Geldentwertung gegenüber dadurch eine Art Zwangsausgleich herbeizuführen. Die Vorlage ist ein sehr wenig taugliches Instrument auch nur die Kleinrentnerfürsorge zu lösen, wenn wir auch zugeben daß es sich sehr vorteilhaft von früheren Entwürfen unterscheidet. Schon die Herabsetzung der Grenze für die Anspruchsberechtigung von 20.000 Kronen Friedensvermögen, wie dies der erste Entwurf zumacher wollte, auf 6000 Kronen ist ein Fortschritt. Es ist ein ungeheurer Fortschritt, daß es

unseren Bemühungen gelungen ist, die Anerkennung des Rechtsanspruchs aller jener zu erreichen,

die gepart haben, durch die Geldentwertung um ihre Ersparnisse gebracht wurden, aber in der Inflationszeit und nachher nicht imstande waren, die verlorenen Ersparnisse wieder einzubringen. Es ist ein weiterer, sehr bedeutender Fortschritt, daß den Opfern der Geldentwertung ein Mitbestimmungsrecht bei Verwaltung des Fonds und bei Erlassung von Verordnungen eingeräumt wird. Andererseits aber weist der Entwurf in seinem grundsätzlichen Aufbau und in seinen einzelnen Bestimmungen Mängel auf, die er nicht aufzuheben müßte. Weil man nicht, wie wir es verlangt haben, zuerst das Anmeldegesetz geschaffen hat, mußten die wichtigsten Bestimmungen, vor allem die Höhe des Anspruches der Verordnung überlassen werden. Der Kreis der Berechtigten wurde so wesentlich eingeschränkt, daß dies die schärfste Ablehnung verdient. Wir legen auch

unserer Verwaltung dagegen ein, daß die Gemeinden zu einem großen Teil zur Bestimmung der Mittel für dieses Gesetz herangezogen werden.

Es ist unverantwortlich, den Haushalt eines großen Anzahl österreichischer Gemeinden zu führen und sogar in Gefahr zu bringen. (Lebhafter Beifall und Handklatschen bei den Sozialdemokraten.)

Abg. Kunjachak spricht für die Christlichsozialen. Er gesteht ein, daß das Gesetz in der Öffentlichkeit eine sehr geteilte Beurteilung, im Kreise der unmittelbar Betroffenen — wenigstens bei einem Teile — sogar eine sehr leidenschaftliche, man kann sagen, haßerfüllte Beurteilung findet. Aber auf eine allgemeine Aufwertung sei in absehbarer Zeit in Oesterreich nicht zu rechnen.

Hözl (Sozialdem.)

Wenn Abgeordneter Kunjachak behauptet, es sei ein Verschulden des Hauses, wenn das vorliegende Gesetz erst heute zur Verabschiedung kommt, so ist das im Grunde eine Anklage gegen die Mehrheit. Seit dem Jahre 1923 führen die Kleinrentner und die Kleinrentner, die Opfer der Geldentwertung, einen harten und hartnäckigen Kampf, damit ihnen Gerechtigkeit werde. Es war ein furchtbarer Leidensweg, den diese Menschen zurückzulegen hatten. Auch diese Menschen sind Kriegsoffer geworden, und sie erwarten nun Hilfe. Die Regierung setzte mit einer Almosenaktion ein, die völlig unzureichend war.

Der sozialdemokratische Antrag, der eine mittlere Linie einnahm, wollte sich nicht auf den Almosenstandpunkt stellen, aber er wollte angesichts der Tatsache, daß eine allgemeine Aufwertung nicht möglich sei, dem Möglichen Rechnung tragen. Dieser Antrag hat jedoch bei den Mehrheitsparteien immer Widerstand gefunden. Hätte man die sozialdemokratischen Vorschläge nach einem Anmeldegesetz und nach einem Gesetz über Zinszuschüsse oder Zinsaufwertung, wie die Angelegenheit ähnlich im Bereich der Gemeinde Wien gelöst ist, wo für Kommunalanleihen Zinszuschüsse gewährt werden, so wäre die Kleinrentnerfrage wohl wirklich gelöst

worden. Dann hätte der Bund auch die erforderlichen Mittel zu finden vermocht, ohne die Gemeinden, die heute selbst Not leiden, zu belasten. Man hätte aber auch vielen Sparern helfen können. Der § 5 der Vorlage, der die Grenze nach unten mit einem Vermögen von 6000 Kronen festsetzt,

# Das Weltbild im Wochenpiegel.

bedeutet ein schweres Unrecht. Der Kreis der Kleinrentner und Sparer sollte wohl auf diejenigen ausgedehnt werden, die ein Vermögen unter 6000 Kronen besitzen haben. Da das Gesetz in einzelnen grundsätzlichen Fragen aber auch in Einzelheiten unzulänglich ist, lehnen die Sozialdemokraten die Vorlage ab. (Zustimmung bei den Sozialdemokraten.)

Dann protestiert nochmals Stika (Soz.) gegen die Beitragsleistung der Gemeinden. Der Gesetzwurf wurde unverändert zum Beschluß erhoben. Die sozialdemokratischen Minderheitsanträge (daß die Gemeinden nicht herangezogen werden, daß die Beitragsleistung des Bundes mit 90 Prozent bestimmt wird, daß bei der Errechnung der Anteile an den Ländern nur die Unterhaltsrenten der Landesbürger, bei den Gemeinden die Forderungen nach Maßgabe der heimatberechtigten Kleinrentner gesehen soll, daß die Beschränkung auf ein Alter überhaupt fallen gelassen werde) wurden von den Regierungsparteien alle abgelehnt. Auch die von den Sozialdemokraten vorgeschlagene Entschliebung, wonach die Regierung dem Nationalrat ehestens eine Gesetzentwurf über die Aufwertung der aus der Zeit vor dem 1. Jänner 1929 stammenden auf Kronen lautenden Forderungen aus öffentlichen und privaten Schuldtiteln aller Art vorzulegen habe, wurde von den Mehrheitsparteien abgelehnt.

Damit war die Tagesordnung erledigt.



## Das neue Mietengesetz.

Das neue Mietengesetz ist am 15. Juli dieses Jahres in Kraft getreten und am 1. August wird zum ersten Male von den Mietern der erhöhte Zins gefordert werden. Ueber die Höhe des Zinses sowie über die Änderungen des Gesetzes sind unter der Mieterenschaft die verschiedensten Meinungen verbreitet.

Es ist selbstverständlich nicht möglich, im Rahmen eines Zeitungsartikels die 63 Änderungen, die das Gesetz bei seiner Novellierung erfahren hat, zu erläutern, es wird dies am besten durch die von Dr. Danneberg herausgegebene Broschüre besorgt. Andererseits gibt es viele Mieter, die sich das Buch nicht beschaffen können oder denen die Lektüre eines solchen Buches Schwierigkeiten bereitet und für die sollen hier die notwendigsten Fingerzeige gegeben werden.

Im § 1 wurde eine Bestimmung aufgenommen, die leider vielfach die Arbeitermieter in den Landgemeinden trifft und daher erläutert werden muß. Die mit den Wohnungen bisher gemieteten Hausgärten sind in Zukunft nur bis zu einem Ausmaß von 120 Quadratmetern geschützt. Dies gibt den Hauseigentümern vielfach die Möglichkeit, auf die Mieter einen Druck auszuüben. Alle Gärten, die größer als 120 Quadratmeter sind, können nun vom Hausherrn gekündigt werden. Es steht ihm frei, hierfür Zins zu verlangen, soviel er will. Viele Mieter werden dadurch gezwungen sein, auf dieses Fleckchen Grund zu verzichten, obwohl er ihnen zur Lebenshaltung unbedingt nötig war, weil sie die Forderungen der Hausherrn nicht erfüllen können. Das Gesetz gibt nur die Möglichkeit, wenn der Hausherr einen zu hohen Zins hierfür verlangt, den Garten separat zu kündigen, ohne daß dies für die Wohnung eine Rückwirkung hat. Bei einer Neuvermietung des Gartens muß aber der Hausherr vorerst den früheren Mieter unter Bekanntgabe des Zinses, den ein Dritter ernsthaft bietet, das Vermietrecht einräumen und ist die Unterlassung einer solchen Verständigung nach § 22 des Gesetzes klagbar. Dies bedeutet wohl eine Erleichterung, aber wer die Kämpfe zwischen Hausherrn und Mieter kennt, weiß, welche Quelle von Streitmöglichkeiten hier geschaffen wurde. Es ist daher besonders notwendig, sich in allen solchen Fällen sofort an rechtskundige Vertrauensmänner oder direkt an einen Rechtsanwalt zu wenden.

**Ein katastrophaler Hauseinsturz.** In Montgomery sind am 15. Juli mittags zwei dreistöckige Geschäftshäuser eingestürzt, wobei mehr als 50 Personen verschüttet wurden. Man hat zu ihrer Rettung sämtliche Maßnahmen getroffen.

**Ein neuer Zwischenfall an der bulgarisch-jugoslawischen Grenze.** In Istip ereignete sich an der bulgarisch-jugoslawischen Grenze eine Schießerei: Polizeiagenten hatten zwei Unbekannte zur Ausweisleistung aufgefordert, worauf diese auf die Polizisten schossen und diese wieder mit ihren Dienstrevolvern das Feuer erwiderten. Einer der Attentäter wurde in diesem Feuergefecht getötet. Man fand bei dem Getöteten außer einem Revolver und zwei gefüllten Patronentaschen noch Bomben jenes Systems, das in der bulgarischen Armee verwendet wird.

**Riesenfeuer im Hafen von Philadelphia.** Auf einem großen Pier in Philadelphia brach Feuer aus, das trotz der Anstrengungen der Feuerwehr um sich griff und ein Chemikalienlager erreichte. In diesem befand sich auch eine bedeutende Menge von Dynamit, das gleichzeitig an 20 Stellen unter furchtbaren Erschütterungen explodierte. Menschenleben sind nicht zu beklagen.

**Der russisch-chinesische Konflikt.** Von der chinesisch-russischen Grenze werden bereits mehrere Erdbeben gemeldet. Es haben sich die Mächte entschlossen, Schritte zur Beilegung des Streites zu unternehmen.

**Der Mord im Lainzer Tiergarten.** Die Wiener Polizei mußte den in Abazia verhafteten Feller, der beschuldigt wurde, die Frau im Lainzer Tiergarten im Vorjahre ermordet zu haben, wieder freilassen, da er ein lückenloses Alibi nachweisen vermochte.

Die Wiener Polizei hat nun die Verhaftung eines gewissen Bauer in Berlin veranlaßt. Er soll nun der mutmaßliche Mörder sein. Auch Bauer hat bereits ein Alibi erbracht, das von Kriminalisten als richtig erklärt werden mußte. Nur soll dieses Alibi noch nicht ganz vollständig sein. Wer ist also der Mörder vom Lainzer Tiergarten?

**Die täglichen Grenzzwischenfälle.** Von der polnisch-litauischen Grenze wurde ein neuer Grenzzwischenfall gemeldet. Polnische Holzflößer wurden auf dem Flusse Merzanka von litauischen Grenzmannen beschossen, wobei zwei Holzflößer schwer verletzt wurden. An einer anderen Stelle des Flusses sollen nach Meldungen der Wilnaer Blätter litauische Freischärler drei Maschinengewehre aufgestellt und die polnischen Grenzschutzpatrouillen heftig beschossen haben.

**Die Wetter Schäden in Oesterreich.** Die Hagel-, Wasser- und Sturmkatastrophen, die in den letzten 14 Tagen über Oesterreich hereingebrochen sind, sollen nach oberflächlicher Zusammenstellung einen Schaden von sechs bis acht Millionen

Der § 2 regelt nun den neuen Mietzins. Trotz der eindringlichsten Vorstellungen im Ausschuß und im Nationalrat ist es den Sozialdemokraten nicht gelungen, die Zinsstaffelung zu verhindern. Dadurch ist leider der Hauptzins in den kleinen Städten und Orten mit ihren oft kulturwidrigen Wohnungen, mit offenen Aborten, ohne Wasser und Licht, am höchsten. Am 1. August hat also der Mieter in St. Pölten 25 Groschen für jede Friedenskrone, die er 1914 selbst oder sein Vorgänger für die Wohnung bezahlt hat, zu bezahlen, während die Mieter in Krems, Loosdorf, St. Valentin, Mautern oder in allen anderen Orten für jede Friedenskrone 30 Groschen bezahlen müssen. Nachstehende Beispiele sollen die Errechnung erleichtern.

Schilling im Bundesgebiet Oesterreich verursacht haben.

**Die Arbeiterregierung räumt mit der Geheimdiplomatie auf.** Der Außenminister Henderson erklärte im Unterhaus, daß die Arbeiterregierung beabsichtige, sämtliche Verträge mit ausländischen Staaten vor ihrer Ratifizierung dem Unterhaus zur Debatte vorzulegen. Dadurch wird praktisch die unkontrollierbare Arbeit der Geheimdiplomatie beseitigt.

**Der Zigeuner-Prozess.** Im großen Zigeuner-Prozess in Kaschau wurden von den Geschworenen die angeklagten Zigeuner Andreas Czemer, Josef Konja, Desider Poci und Rudolf Rybar von jeder Schuld freigesprochen. Filke und Paul Rybar wurden zu lebenslänglichem Zuchthaus, die übrigen Angeklagten zu zwei bis 15 Jahre Zuchthaus verurteilt. Als mildernd wurde der geringe Bildungsgrad angerechnet, da von 19 Angeklagten 17 Analphabeten sind.

**Ein Schiff gesunken.** Das chilenische Transportschiff „Abtao“ ist vor dem Hafen von Valparaiso gesunken. Von der 40 Mann starken Besatzung konnten nur zwei gerettet werden.

**Die Todesstrafe in Jugoslawien.** Der frühere kroatische Abgeordnete Ante Pavelic und der kroatische Journalist Gustav Percec, die angeklagt waren, in Sophia mit den Mitgliedern des mazedonischen Komitees Beratungen gepflogen und für die Abtrennung Mazedoniens und Kroatiens von Jugoslawien agitiert zu haben, wurden in contumaciam zum Tode verurteilt.

**England erhöht das schulpflichtige Alter.** Im Zuge der Maßnahmen zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit wurde das schulpflichtige Alter ab 1. April 1931 auf 15 Jahre erhöht. Die Art und Höhe der für unbemittelte Schüler zu gewährenden staatlichen Beitragsleistung stehen noch zur Beratung.

**Reichskanzler Müller operiert.** Reichskanzler Dr. Müller ist in Bad Mergentheim, wo er zur Kur weilte, plötzlich an einer eitrigen Gallenblasenentzündung erkrankt und mußte einer sofortigen Operation unterzogen werden. Die Operation ist gut verlaufen. Der Zustand des Reichskanzlers wird als ernst bezeichnet.

**Weltrekord des Segelfliegers Kronfeld.** Mit dem Segelflugzeug „Wien“ hat der Segelflieger Kronfeld vom Segelfliegerlager im Röhn aus einen doppelten Weltrekord aufgestellt. Er erreichte eine Höhe von 2050 Meter und legte eine Strecke von rund 145 Kilometer zurück.

**Schrecklicher Unfall in Mauer.** In Mauer bei Wien erfolgte Sonntag gegen 10 Uhr abends ein schwerer Zusammenstoß zwischen einem Postauto und der Straßenbahn. Der Autobus stürzte um, wobei 32 Personen, darunter 12 schwer, verletzt wurden.

Friedenszins 1914 i. Kronen	St. Pölten Schilling	Alle übrigen Orte, Schilling
10	2.50	3.—
15	3.75	4.50
20	5.—	6.—
30	7.50	9.—
40	10.—	12.—
50	12.50	15.—

Jeder, der nun am 1. August 1929 nicht soviel Zins bezahlt, als nach obigem Beispiel zu errechnen ist, muß den erhöhten Zins bezahlen.

Wie ist es nun mit denjenigen Mietern — und es sind ihrer sehr viele — die heute schon infolge der großen Instandhaltungskosten weit mehr zahlen? Diese müssen die gerichtlich oder außergerichtlich vereinbarte Zinssumme so lange zahlen, bis der für diese Instand-

haltung aufgewendete Betrag abgestattet ist. Ein Hauptzins darf jedoch nebenbei nicht verlangt werden. Erst dann tritt für sie die obige Skala in Wirksamkeit, d. h., wenn dies vor dem 1. August 1930 endet. Von diesem Tage an ist in St. Pölten jede Friedenskrone mit 30, in allen anderen Orten mit 36 Groschen, ab 1. August 1931 mit 34, resp. 40 Groschen zu multiplizieren.

Nun gibt es aber auch eine große Anzahl von Mietern, welche seit 31. Dezember 1925 in Wohnungen, die unter Mieterchutz stehen, eingezogen sind, und von denen unter dem Druck der Verhältnisse ein gesetzwidrig höherer Zins verlangt wurde. Für diesen Fall ist auch im Artikel III des Gesetzes unter den Uebergangsbestimmungen vorgesorgt. Der § 16, Abs. 1, legt die Formvorschriften für solche Fälle fest. Er erklärt solche freie Vereinbarungen nur dann als zulässig, wenn sie den gesetzlichen Hauptmietzins nicht um mehr als 20 Groschen pro Friedenskrone übersteigen. Z. B. eine Wohnung in Krems hat 1914 15 Kronen im Monat an Zins gekostet. Im Jahre 1928 wurde sie von Maier, der in Wohnungsnot war, gegen einen Zins von 10 Schilling pro Monat gemietet. Der Hauptmietzins nach dem Gesetz vom 14. Juni 1928 beträgt aber nur 4.50 Schilling. Maier braucht daher am 1. August 1929 nur 4.50 und 3 Schilling zu bezahlen, ohne eine Kündigung oder eine Klage fürchten zu müssen. Im Gegenteil, er hat das Recht, den zu viel gezahlten Zins zurückzuverlangen.

Oder die Mieter eines Hauses haben für Instandhaltungsarbeiten der Zukunft Vorauszahlungen geleistet, so können sie verlangen, daß diese Beträge auf ihren Hauptmietzins anzurechnen sind und haben so lange keinen Zins zu bezahlen, bis die Vorauszahlung aufgezehrt ist.

Bis zum 1. Mai 1930 können von Mietern bei den Mietkommissionen Anträge um Ueberprüfung der Friedenszins gestellt werden, wenn der seinerzeit festgesetzte Friedenszins mehr als ein Drittel vom ortsüblichen abweicht. Auch zu nieder eingeschätzte Hausherrnwohnungen können hiedurch überprüft werden. Da vom Hausherrn benötigte Räume oder leerstehende Wohnungen bei Berechnung der Betriebskosten oder Aufstellung des Hauptmietzinses betreffs größerer Instandhaltungsarbeiten mit in Rechnung gestellt werden, ist dies von Wichtigkeit.

Aus dem Hauptmietzins hat der Vermieter die Instandhaltung, soweit es die Höhe des eingenommenen Zinses zuläßt, zu bestreiten und darf sich nur für Verwaltung des Hauses 10 Prozent in Abrechnung bringen. Sind größere Instandhaltungen notwendig, so ist der Hauptmietzins, so weit er nicht bereits aufgebraucht ist, der letzten drei Jahre hiezu heranzuziehen. Wenn er für die notwendigen Arbeiten reicht, ist durch die Mietkommission wie bisher die Höhe der künftigen Zinsleistung festzustellen. Dieser erhöhte Zins ist von der Mietkommission auf einen Zeitraum entsprechend der Wiederkehr solcher Arbeiten aufzuteilen, jedoch darf die Frist nicht mehr als 10 Jahre erreichen.

Die Betriebskosten, wie Wasser- und Kanalgebühren, Erhaltung der Hausbrunnen, Kosten der Rauchfangkehrung, Senkgrubenreinigung, Beleuchtung der Stiegen und Gänge, Feuer- und Haftpflichtversicherung sind im Hauptmietzins nicht inbegriffen und separat zu bezahlen. Desgleichen die Steuern.

Der § 9 verpflichtet den Hausherrn über den eingegangenen Zins und die daraus bezahlten Auslagen genau Buch zu führen und ist diese Buchführung alljährlich am 1. Juni und 1. Dezember den Mietern zur Einsichtnahme vorzulegen. Diesem Kontrollrecht der Mieter kommt jetzt erhöhte Bedeutung zu, da der Hauptmietzins drei Jahre rückwirkend zur Bestreitung von Instandhaltungen herangezogen werden kann, und das Unrecht der Mieter auf diesen Betrag sogar klagbar ist.



## Die wahre Liebe opfert sich.

Roman von Erich Friesen. (17)

Schmerzliches Nücheln umspielte für einige Augenblicke ihre Lippen — ein Lächeln, das sie plötzlich weit länger und frischer erscheinen ließ, so daß sie trotz der dunklen Haare wieder der früheren Ruth Detlevsen ähnelte.

„Wollen Sie mir zuhören, Dr. Landvogt? Ruhig, ohne mich zu unterbrechen, wenn Ihnen auch manches seltsam, ja verdammenwert erscheinen sollte?“

Er nickte Zustimmung. Und Schwester Virginia begann:

„Als ich damals meine Stellung bei der Baronin v. Verdoy verlassen hatte —“

„Das war am Tage nach Ihrer standesamtlichen Trauung?“ fiel Fris Landvogt erregt ein.

Ein vorwurfsvoller Blick aus ihren ernsten Augen traf ihn.

„Ich kann nur weitererzählen, wenn Sie mir versprechen, mich nicht zu unterbrechen.“

Er zögerte einen Moment; dann sagte er finstern:

„Ich verspreche es.“

„Gut also. Als ich meine Stellung in Berlin verlassen hatte, versuchte ich zuerst, Mutter und Schwester durch Unterricht, den ich außer dem Haus erteilte, zu ernähren. Wir waren auf meinen Wunsch hin nach Wilhelmshaven übersiedelt, um meine Spur zu verwischen. Aber die Einnahmen waren gering und ich sann und sann, wie ich unsere Lage verbessern könnte. Ich las eines Tages in der Zeitung, daß für ein junges, lungenkrankes Mädchen, das sich schon seit Jahren in Arosa aufhielt, eine Gesellschaftin, die auch ein wenig pflegen könne, bei hohem Gehalt geucht werde. Ich meldete mich, schickte meine Photographie ein und nannte meine Gehaltsansprüche. Wir wurden einig —“

Ich betrachtete das Ganze als eine Zügelung des Himmels. Nicht nur, daß ich jetzt besser für Mutter und Schwester sorgen konnte — nein, ich kam auch fort aus Deutschland. Denn noch immer quälte mich die Angst, Hans-Joachim könne meinem Aufenthalt auf die Spur kommen.“

Schwester Virginia machte eine kleine Pause und wuschte sich mit dem Taschentuch über die Augen, bevor sie rascher, erregter fortfuhr:

„Ich reiste also nach Arosa und wurde dort die Gesellschaftin einer schwerkranken jungen Hannoveranerin, die, nach Aussagen des Arztes, höchstens noch ein Jahr leben konnte. Helene Westphal gewann mich lieb. Bald verkehrten wir miteinander wie Schwestern. Sie erzählte mir ihr trauriges Schicksal — sie war eine Waise und hatte ihre Krankheit von der Mutter geerbt. Auf ihre Bitten hin weihte auch ich sie in die Tragödie meines Lebens ein. Wir versuchten, uns gegenseitig zu trösten. Da verschlimmerte sich plötzlich ihr Zustand. Der Arzt schüttelte bedenklich den Kopf. Sie selbst fühlte, daß sie dem Tode nahe war und beklagte es; denn trotz ihres unheilbaren Leidens hing sie am Leben, die Arme —“

Wie seltsam! jagte ich eines Tages zu ihr. Du möchtest um jeden Preis leben, Helene. Und ich gäbe was darum, wenn ich sterben könnte; wenn ich nur wüßte, daß meine arme Mutter und Schwester durch meinen Tod nicht der Not und dem Elend preisgegeben wären. Mein Tod wäre ja eine Erlösung für den Mann, den ich über alles in der Welt liebe!

Die Kranke faßte meine Hand und flüsterte:

Ruth! Mir fährt ein Gedanke durch den Kopf — seltsam, abenteuerlich, aber leicht ausführbar. Wir wollen unsere Rollen tauschen.

Ich verstand nicht gleich. Sie aber fuhr mit krankhafter Erregung fort:

Zu helfen ist mir ja doch nicht mehr. In ein paar Wochen bin ich tot — so oder so. Warum soll ich nicht vor meinem Tod noch einem Menschen, den ich lieben gelernt habe, einen Dienst erweisen? Auch möchte ich gern noch einmal mein liebes Deutschland wiedersehen. Wir wechseln einfach unsere Legitimationspapiere. Ich reise zu deiner Mutter nach Wilhelmshaven — an deiner statt. Du machst, was dir beliebt — unter meinem Namen. Mein kleines Vermögen, das dann dir gehört, legt dich in den Stand, für Mutter und Schwester sorgen zu können, auch wenn du einmal ohne Stellung sein solltest —“

Ich war starr vor Ueberraschung. Ich wollte der Kranken den abenteuerlichen Gedanken ausreden. Etwas in mir sträubte sich dagegen. Sie aber hatte sich derart in den Plan verrannt, daß jeder Widerspruch sie reizte und ihren Zustand verschlimmerte. Zuerst gab ich um ihretwillen nach; dann fing die Sache an, auch mir zu behagen. Wem geschah ein Unrecht durch die Ausführung des Planes? Helene Westphal stand ganz allein auf der Welt, hatte keine Erben, die ich ihres Vermögens hätte berauben können — der Sterbenden erfüllte ich damit einen letzten Wunsch — meine Mutter und Schwester wären bis an ihr Lebensende versorgt — und außerdem — für mich das Ausschlaggebende — ich wäre — tot! Tot für die Welt! Tot für Hans-Joachim! Fortgeweht aus seinem Leben — für immer!

Schwester Virginia war aufgestanden und begann im Zimmer auf und ab zu gehen. Die Erinnerung griff sie mächtig an.

Dr. Landvogt aber blickte mit gemischten Gefühlen auf das gesenkte Mädchenhaupt, das eine solch schwere Bürde des Leidens mit Mut und Energie zu tragen mußte.

Und wieder fuhr die Pflegeschwester fort, diesmal ruhiger, gefasster:

„Die einzige Schwierigkeit bestand in meiner Mutter. Doch die gute, schwache Frau tat ja von jeher alles, was ich wollte. So auch diesmal. Sie setzte der Ausführung unseres Planes keinen Widerstand entgegen. Totkrank kam Helene Westphal in Wangerooze an. Schon ein paar Tage danach starb sie an den Folgen des plötzlichen Klimawechsels in den Armen meiner Mutter — glücklich in dem Bewußtsein, mir, zu der sie eine leidenschaftliche, krankhaft übertriebene Zuneigung gefaßt hatte, einen Freundschaftsdienst erwiesen zu haben. Sie starb als „Ruth v. Treskow“ und ruht auf dem Wangerooger Friedhof unter diesem Namen. Da meine Mutter erst vor kurzem nach dorthin übersiedelt war, kannte niemand auf der Insel ihre älteste Tochter. Meine kleine Schwester hat die Sterbende nie zu Gesicht bekommen. Von ihrem Lager aus tröstete sie durch ihren Gesang „die arme, kranke Schwester“, betete sie zum „Engel des Lichtes“, daß er sie recht bald zu sich holen möge. Für Melitta starb keine Fremde, sondern ihre Schwester Ruth —“

Die Stimme der Erzählenden war immer leiser geworden. Beim Erwähnen der kleinen Melitta zitterte tiefe Wehmut in ihr nach.

„Weiter! Weiter!“ drängte Dr. Landvogt. „Und Sie?“

„Der Rest ist kurz erzählt. Mit den Legitimationspapieren der Verstorbenen verschaffte ich mir eine Stellung im Sankt Elisabeth-Sanatorium zu Arosa. Ich war zwar keine geprüfte Krankenpflegerin; aber ich hatte bereits ein paar Kurse in der Krankenpflege durchgemacht und das Weitere eignete ich mir unter der Leitung des dortigen dirigierenden Arztes rasch an. Seitdem war ich Krankenpflegerin von Beruf und — zufrieden.“

Schwester Virginia lehnte sich aufatmend in ihren Stuhl zurück. Ihre Wangen brannien in heißer Erwartung, was der Mann da vor ihr entgegen werde.

Dr. Landvogt war tief erschüttert. Vergessens versuchte er, seiner Stimme Festigkeit und Strenge zu geben, als er sagte:

„Sie haben eine große Sünde begangen, Ruth v. Treskow. Es ist Ihre Pflicht, vor Ihren Gatten hinzutreten und ihm zu bekennen, daß —“

„Barmherziger Gott, Dr. Landvogt!“ fiel Schwester Virginia in verhaltener Erregung ein. „Wollen Sie alles wieder verdrängen, was ich mit größter Mühe, unter heißen Kämpfen und Seelenqualen eublich erungen habe? Wohl weiß ich, daß ich eine Sünde beging — aber nur, um eine noch größere zu verhindern. Nie hätte ich mit meinem Gatten leben und eine Familienruhe gründen dürfen, mit dem Damoklesschwert des erblichen Wahnsinnes über den Häuptern unschuldiger Kinder. Ich wußte, daß er unentwegt nach mir forscht; wußte, daß, falls er mich finden würde, unsere Liebe alle Schranken der Vernunft einreißen und uns einander in die Arme führen mußte. Mir blieb nur die Wahl: das Leben, das Gott mir schenkte, freiwillig fortzuschleudern oder — nur zum Schein zu sterben. Ich wählte die kleinere Sünde. Ruth v. Treskow war tot, Schwester Virginia erstand auf. Der Menschheit dienen, Schmerzen verschweigen, Leiden lindern — das sollte fortan meine Lebensaufgabe sein. Ich glaubte, recht zu handeln —“

— und haben Hans-Joachim v. Treskow noch viel unglücklicher gemacht! Ihn und — seine Braut!“

Schwester Virginia wurde todesbleich. Einen Augenblick war es, als greife sie stützesuchend um sich.

Doch mit gewohnter Energie und Selbstbeherrschung überwand sie rasch dieses Gefühl der Schwäche.

„Dr. Landvogt!“ bat sie eindringlich, indem sie dicht vor ihn hintrat und die Hand auf seinen Arm legte. „Sie hatten mir vor Jahren, als ich Ihnen mein Geheimnis anvertraute, versprochen, es zu bewahren, wie der Priester das Beichtgeheimnis. Und jetzt wollen Sie mich verraten?“

Fris Landvogt blickte die unglückliche Frau an, deren Bild er lange Zeit im Herzen getragen, die ihm das Höchste und Beste auf dieser Erde erschienen war, die er als Tote beweint hatte und die nun plötzlich wieder vor ihm aufgetaucht war, wie aus dem Grab erstanden — und seine Seele erzitterte.

„Ich bin mir noch nicht klar darüber, was ich tun werde,“ es kam zu überraschend,“ erwiderte er voll tiefsten Ernstes. „Aber eines weiß ich: Sie sind eine Heldin! Mag Gott Ihr Vergehen richten! Ich — vermag es nicht.“

Er reichte ihr die Hand, in die sie mit stummem Dankesgruß die ihre legte.

Dann ging er.

Und Schwester Virginia sank in die Knie und vergrub das Gesicht in den Händen, lange — lange —

Inzwischen war nebenan auf seinem Krankenlager Günter aufgewacht. Verwirrt blickte er um sich. Wo war Schwester Virginia? ...

Sein schwaches Herz begann schon wieder unruhig zu pochen. Leise rief er ihren Namen.

Das geschärzte Ohr der Pflegerin nebenan vernahm den leisen Klagelaut trotz ihres eigenen Schmerzes. Sofort war sie wieder bei ihm. Sie reichte ihm seine Medizin, zog die Vorhänge zu, zündete die Nachtlampe an, glättete ihm die Kissen — alles wie sonst.

Und doch erschien es dem überaus feinen Empfinden des Knaben, als wäre nicht alles wie sonst.

Nach einer Weile legte sie sich zu ihm auf den Bettrand und legte ihre Hand auf seine heiße Stirn, wie er es so gern hatte. Und seine mageren Finger umklammerten die ihren. Und sein weltverlorener Blick hing voll unendlichem Vertrauen an ihren Augen ...

In diesem Moment war es der einsamen Frau, als besäße sie nichts mehr auf der Welt als dieses Kinderherz, das ihr in zärtlichster Liebe entgegenstrebte und ein Seufzer entrang sich ihrer Brust.

„Hast du mich lieb, mein Junge?“ flüsterte sie, sich zu ihm niederbeugend, bewegt, zum erstenmal unwillkürlich das vertrauliche „du“ gebrauchend.

„O, so lieb!“ erwiderte der Knabe aus volstem Herzen.

„Würdest du dich entschließen, mir ein Opfer zu bringen?“

„Jedes.“

„So laß mich fort!“

„Fort?“

„Ja. Noch heute. Jetzt gleich.“

Der Knabe erschrak.

„Noch heute? Weshalb?“

„Das kann ich dir nicht sagen. Nur so viel: das Glück deiner Schwester hängt davon ab und — meine Seelenruhe.“

Der Knabe schwieg. In seinen bleichen Zügen malte sich ein schwerer Kampf.

Noch einmal blickte er voll in das über ihn geneigte traurige Frauenantlitz ...

„Geh!“ flüsterte er mit Anstrengung und wandte sein Gesicht der Wand zu, um die heißen Tränen zu verbergen, die ihm aus den Augen stürzten.

Und — sie ging ...

Noch an demselben Abend ging sie, nachdem sie sich überzeugt hatte, daß Günter eingeschlafen war. Einen Zettel hatte sie auf das Nachttischchen gelegt, damit die Mutter ihn heute spät abends fände, wenn sie, wie allabendlich, ihrem Jungen „Gute Nacht!“ wünschte.

Und dann ging sie ...

Wieder hinaus in die schwarze Nacht. Auf der Flucht vor Entdeckung — das traurige, tiefunglückliche, müde gehezte Weib.

### XXIII.

Wie eine schwere Gewitterwolke hing es über der kleinen Villa Lustkum. Jedes fühlte: dem plötzlichen Verschwinden der geheimnisvollen Schwester Virginia mußte eine besondere Ursache zugrunde liegen.

Der einzige, der den Grund wußte, schwieg: Fris Landvogt. Wortfarg und finstern ging er einher und kämpfte einen schweren Kampf mit sich.

Die Hochzeit war auf unbestimmte Zeit verschoben worden, da Günters Zustand sich nach Schwester Virginias Abreise verschlimmert hatte. Wieder teilten sich die Mutter und Hans-Joachim in die Pflegt des kranken Knaben.

Uth ging nur noch auf den Fußspitzen ab und zu. Und jedesmal, sobald sie das

Krankenzimmer betrat, warf sie einen neugierigen Blick auf die Schreibmappe ihres Bruders, die auf dem Nachttisch neben dem Bett lag. Sie wußte, da drinnen steckte das geheimnisvolle Bild, das niemand sehen sollte. Und das reizte ihre kindliche Neugierde. —

Ein paar Wochen waren vergangen seit Schwester Virginias Abreise. Endlich konnte der Tag festgesetzt werden, an dem Hans-Joachim v. Trechow seine Braut heimzuführen sollte nach Schloß Weidmannslust.

Noch immer kämpfte Dr. Landvogt mit sich, was tun. Der Mensch in ihm jagte: „Laß sie gewähren! Es ist das Beste für alle!“ Der Jurist warnte: „Bedenke die Folgen, wenn der Betrug durch irgend einen unvorhergesehenen Umstand herauskommt! Und du warst Mitwisser des Verbrechens und hast nichts dazu getan, um es zu verhindern!“

Der „Jurist“ in ihm siegte. Doch nicht eigenmächtig wollte er handeln. Er hatte Ruth das Versprechen gegeben, zu schweigen. Nur sie selbst konnte ihn davon entbinden. Er entschloß sich also, nach Arosa zu fahren und sie dort persönlich aufzusuchen.

Da bei einem Mann wie Fritz Landvogt die Tat stets rasch auf den Gedanken folgte, so reiste er bereits am nächsten Tage ab, ohne daß die Bewohner der Villa Tuskulum von dem Ziel seiner Reise Kenntnis erhielten.

Elly v. Soltan war jetzt eine sehr glückliche Braut. Aus vielen Anzeichen merkte sie, daß das Herz ihres Verlobten sich ihr mehr und mehr erschloß und sie ersahnte den Tag herbei, der sie für immer mit dem geliebten Mann vereinen sollte. Die Liebe hatte sie weicher, mädchenhafter gemacht. Ihre Bewegungen waren ruhiger geworden, ihre Stimme war weniger laut und durchdringend. Nicht mehr nahm man Anstand, sie auch hier und da einmal mit dem Kranken allein zu lassen.

Auch heute, an einem frischen Herbstnachmittag, schlich sie auf den Fehenspitzen ins Zimmer, um ihrem Bruder einen Strauß Astern zu bringen.

Der Kefonvaleszent schlief — den tiefen, gesunden Genesungsschlaf. In letzter Zeit war in seinem Befinden eine merkwürdige Besserung eingetreten, die nun auch den Arzt völlige Heilung erhoffen ließ. Das stolze Bewußtsein, seiner teuren Schwester Virginia ein Opfer gebracht zu haben, stärkte seine Energie und damit seinen Willen und seine Kraft zum Leben.

Als Elly die ruhigen, gleichmäßigen Atemzüge des Schlafenden vernahm, legte sie die Blumen auf sein Bett und wollte wieder hinausgehen.

Da fiel ihr Blick auf die Schreibmappe.

Und wieder regte sich die alte Neugier in ihr und betrachtete die Schreibmappe von allen Seiten ...

Der Schlüssel steckte im Schloß. Er hätte die Knabe vergessen, ihn abzulegen, was er sonst stets tat.

Elly Neugier wuchs. „Was ist schließlich dabei?“ — dachte sie — „wenn ich die günstige Gelegenheit benütze und einmal einen Blick auf das Bild werfe?“

Und die Finger zuckten hin nach der Schreibmappe.

Doch hastig zog sie sie wieder zurück. Warnte sie ihr guter Engel?

Sie guckte und guckte nach der Schreibmappe — und konnte den Blick nicht wenden. Bis sie schließlich ihre Neugierde nicht mehr bezähmen konnte.

Schnell drehte sie den kleinen Schlüssel herum und öffnete die Mappe.

Die Photographie lag oben auf. Elly nahm sie in die Hand und beguckte sie. Lauter Pflegschwester in ihrer häßlichen, grauen Tracht mit großen Hauben und weißen Schürzen — eine wie die andere! Puh!

Enttäuscht ließ das Mädchen die Hand mit dem Bilde sinken.

Dann blickte sie noch einmal hin.

Welche davon war denn eigentlich Schwester Virginia? ... Ach ja, die Große in der Mitte ... Die schaute noch am besten aus von allen —

(Fortsetzung folgt.)

# Trommeln in Afrika

Roman von Lisa Barthel-Winkler.

(1?)

Er kauerte sich vor dem Hjan nieder und kitzelte ihm mit einer eroberten Pfeilspitze hingebungsvoll die groben Fußsohlen. Diesem Liebesbeweis vermochte Om Kai doch nicht zu widerstehen; er fleischte die Zähne und brach schließlich in ein wildes Gelächter aus, das sich über den weiten Platz ergoß und seltam durch das verlassene Dorf scholl. Ununterbrochen, ansteckend und grausig.

„Also Ihnen verdanke ich meine Befreiung, Sir Roger?“

„Freut mich, daß wir diesem lachenden Gentleman noch rechtzeitig den Lurch verdorben haben. — Uebrigens: Lurch, haben Sie Hunger? Ich fühle einen mörderischen Appetit!“

Peter Amynors Augen wanderten verständnislos von einem zum andern.

„Aber wie war es Ihnen nur möglich ...“

„Dieses Mädchen da“ — Norris wies auf Saida — „hat uns hergeführt.“

„Vom Fort? — Das ist doch zeitlich gar nicht ...“

„Waren gerade auf Streife. Haben unterwegs Om Kai und luden ihn mit zwanzig seiner Paladine ein, uns ein wenig Gesellschaft zu leisten. — Sie sehen, wie er sich freut!“

Mit Hilfe O'Bryans hob sich Peter Amynor auf die tauben Füße und versuchte einige Schritte.

„Das war wirklich Hilfe in der Not! Das werde ich Ihnen nie vergessen, Herr Major! Aber“ — er straffte sich und schien seine Schmerzen nicht mehr zu spüren — „meine Reisebegleiterin — Fräulein Maya Brent — ist sie nicht bei Ihnen?“

„No, Sir. — Wir dachten, die Dame hier bei Ihnen zu finden!“

Ueber Peters Gesicht zuckte Schreck.

„Und — und — Sie wissen auch nichts von ihr?“

„No, Sir.“

„Dann gestatten Sie, daß ich ...“

Er taumelte. Sir Roger Norris ließ ihn von O'Bryan in den Schatten eines Baumes führen.

„Your pardon, Freund — meine Leute dort brauchen mich — später! — O'Bryan ist der Küchenfergeant von Rodjaleh und sein Obermützer — lasse Sie in den besten Händen.“

Er grüßte eilig und verschwand mit langen Schritten hinter der nächsten Hütte.

Teufel auch, das war eine unangenehme Sache, mitten in dieser bedenklichen Gegend eine Dame verlieren! Vermutlich wohl Braut — na ja, und nun war das Elend groß — wo, Sir Roger war nicht der Mann, Klagen zu hören und christlichen Trost zu spenden. Uebrigens: Weiber gehörten nicht hierher nach Afrika. — Und er stapfte mürrisch davon. Faule Sache, faule Sache —

„Saida!“

In kätzchenhaften Bewegungen näherte sie sich dem Effendi. Sie wußte, er würde sie jetzt über die weiße Frau ausfragen.

„Wo ist die Hanum, Maya?“

„Oh, Effendi!“ schmeichelte sie. „Ich habe die Soldaten geholt, die dich von Om Kai befreien. Schift nicht mit mir.“

„Ich schelte nicht, aber ich muß wissen, wo die Hanum ist.“

„Bei Allah, ich weiß es nicht, Effendi! — Ist es nicht genug, daß du mich hast?“

Er wollte aufbrausen — die kindliche Torheit dieser Frage befänstigte ihn.

„Nein, das ist nicht genug! — Wo sind die Abu Zeirs und die Dinkas?“

Sie deutete mit dem Finger hinter dem Major her.

„Der Effendi hat sie den Njam-Njam wieder abgenommen.“

Peter Amynor sah den Rest seiner Leute in einer schattigen Erdmulde hocken; sie aßen und tranken und schienen vergnügt. Weiter hinaus bewachten Soldaten die Schar der schwarzen Gäste, die entwaffnet vor den drohenden Flintenläufen mit finsternen Mienen steif aufgerichtet saßen.

Mühsam erhob er sich. Auf O'Bryan gestützt, zur Linken Saida, trat er auf die Abu Zeirs und die Dinkas zu. Nur noch fünf waren von den Arabern übriggeblieben. Mohammed Abdallah saß mit einer klaffenden Stirnwunde zusammengekauert, stumpf und träge. Die Schrecken der Erdbebenmacht schienen seinen Geist verstört zu haben. Muley, der jüngste Abu Zeir, fütterte ihn.

An ihn wandte sich Peter.

„Was ist's mit Mohammed Abdallah?“

„Er ist delir, o Effendi“, erwiderte Muley mit scheuem Ausblick.

„Wo sind Ibrahim und Hassan?“

„Der Scheitan hat sie verschlungen, als die Erde den Rachen öffnete und brüllte. Wir wissen es nicht.“

Peter wurde bleich.

„Wo habt ihr die weiße Hanum?“

„Böse Dschinns nahmen sie durch die Lüfte. Wir haben nichts mehr von ihr gesehen, seit uns Allah in die unreinen Hände der schwarzen Gians gegeben hat.“

Auch die Dinkas wußten ihm seine Frage nicht zu beantworten. Sie wagten ihn nicht anzusehen und drückten sich scheu zur Seite.

Peter Amynor eilte durch die Hüttenreihen — ah, dahinten schnauzte Sir Roger Norris, der erst im vorigen Jahr ein philosophisches Buch über die Aesthetik des Schweigens geschrieben hatte, mit seinen Wafaken herum wie ein preußischer Wachtmeister.

„Herr Major!“

Mit saurem Gesicht, als habe er in eine Zitrone gebissen, wandte sich Sir Roger um.

„What do you want, Sir? — Gestatten Sie, Vicomte de Vernon, Jagdgast von Rodjaleh. Und dieser ...“

Vernon brach mit Mitleid und Glückwünschen über Peter Amynor herein, bis er die Qual in des Deutschen Mienen erkannte und sofort schwieg.

„Verzeihen Sie, Herr Major,“ sagte Peter heiser, „ich bin in der größten Sorge um Fräulein Brent. Niemand meiner Leute weiß, wo sie geblieben ist. Vielleicht ist sie durch das Erdbeben abgeschnitten worden und verunglückt. Wir müssen ihr — ich muß ihr zu Hilfe kommen.“

„O Gott ja, die Dame!“ rief Vicomte de Vernon erregt.

„Sawohl, Herr Vicomte — meine Begleiterin, Fräulein Maya Brent, eine bekannte Schriftstellerin und Forschungsreisende.“

„Ich zweifle nicht, daß Sir Roger Ihnen seine Hilfe zur Verfügung stellen wird.“

Der Major verbeugte sich steif und kniff die Lippen ein.

„Man sollte nie an Selbstverständlichkeiten zweifeln, Monsieur. — Sobald ich hier mit den schwarzen Bur-schen fertig bin —“

„Ich verstehe, Sie sind im Dienst! — Ich erbitte auch nur meine Leute und deren Waffen zurück, und dann werde ich mich sofort aufmachen —“

„Aber, Sir, Sie können ja kaum selber stehen!“

„In wenigen Minuten werde ich mich erholt haben — bedenken Sie doch, ich darf Maya — Fräulein Brent nicht eine Minute länger als notwendig in Gefahr lassen — Saida!“ Die Kleine

war dem Effendi wie ein Schatten gefolgt. „Erzähle, wann du Ibrahim und Hassan, denen ich die Hanum anvertraute, zuletzt gesehen hast.“

Alle hörten diese Frage und horchten auf. Eine weiße Frau hier mitten zwischen den afrikanischen Menschens-fressern — Saida spürte diese drängenden Blicke. Aber sie war eine eifersüchtige Frau, und nie ist weibliche Klugheit schärfer als in der Eifersucht. Sie wußte: erzählte sie die Vorgänge — die Gefangennahme Mayas, ihre Verschleppung —, so kam auch ihr Ver-rat an dem Effendi ans Licht. Darum blickte sie ihn mit ihrem unschuldigen Lächeln an.

„Ich weiß nichts, Effendi. Ich habe die Soldaten geholt, um dich ...“

„Ja, ja — ich werde dich dafür be-lobnen“, wurde Peter ungeduldig.

Der Major mischte sich ein.

„Geben Sie sich keine Mühe, Sir. Es ist Zeitverschwendung. Wenn Araber oder Neger etwas nicht wissen oder nicht wissen wollen, dann werden Sie es bis zum jüngsten Tag nicht er-fahren.“

„Sie haben recht. Ich habe keine Zeit zu verfaumen. — Erlauben Sie mir, Herr Major, daß ich mit meinen Leuten das Dorf verlasse und ...“

Eine Handbewegung unterbrach ihn, Norris zog ihn beiseite.

„Rate Ihnen, lassen Sie die Leute laufen. Das Erdbeben hat sie verstört. Nichts wird sie zwingen, das Gebirge an der Unglücksstelle noch einmal auf-zusuchen.“

„Aber ...“

„Habe Ihnen meine Hilfe verspro-chen, Sir“, sagte der Major kalt. „Nur noch einige Maßregeln hier — dann machen wir uns auf den Weg. Werden systematisch vorgehen und damit auch der Lady besser dienen als durch über-hektes Suchen mit unzulänglichen Mit-teln.“

Peter sah zu Boden und nagte an der Unterlippe. Er sah ein, der Major hatte recht, aber seine Unruhe zerriß ihn — immer war es ihm, als höre er Mayas verzweifeltes Rufen. — Endlich hob er den Kopf.

„Gut“, sagte er kurz, sah aber ein, daß das nicht die rechte Art war, für ein so bereitwilliges und großzügiges Hilfsangebot zu danken. Er ergriff die Rechte Sir Rogers und preßte sie stumm. Dann wandte er sich und schritt zurück, dorthin, wo die Abu Zeirs und die Dinkas hockten.

Er rief sie noch einmal zu sich heran und fragte sie eindringlich aus. Warum sie ihren Platz am Eingang der Schlucht verlassen hatten, wußten sie nicht zu sagen; sie hätten nur den Befehl Mo-hammed Abdallahs befolgt, und Mo-hammed Abdallah war jetzt delir. Wirklich erhielt Peter von ihm auch nicht eine einzige zusammenhängende Ant-wort. Ebensovienig schienen sie von dem Verbleib Ibrahims und Hassans zu wissen.

So blieb Peter nichts übrig, als sie zu entlohnen und ihnen freizustellen, zu bleiben oder zu gehen.

„Willst du mit ihnen fort?“ fragte er Saida.

Ihre großen Augen schwammen so-fort in Tränen. Sie rang die kleinen Hände, und ihr Kehlchen hüpfte schluch-zend auf und ab.

„Effendi, du bist das Licht meiner Seele — du wirst mich nicht verstoßen!“

Er wandte sich ab. Er hatte seine Frage nicht ernst gemeint, aber ein deutliches Gefühl warnte ihn, Saida mit Maya noch einmal in zu enge Be-rührung zu bringen. Zufrieden rief Saida ihre Wange an seiner Hand.

Unterdes hielt Major Norris mit Om Kai ein Verhör ab.

„Wo hältst du die weiße Frau ver-steckt? — Antwort — oder ich schleife dir eine Kugel in den Schädel!“

„Weiße Frau?“ Gierig saß leuchtete das Gelbweisse seiner Augäpfel auf. „Om Kai weiß nichts von weißer Frau!“

„Sprich, Hund!“ fauchte Sir Roger ihn an und setzte ihm die Pistolenmündung auf die Stirn.

„Um Kai wünscht sich weiße Frau“ — er fuhr mit seiner hellroten Zunge über die wulstigen Lippen — „weiße Frau! Schon viele Sonnen! — Rawwe!“

Sir Roger senkte die Waffe, hielt sie aber schußbereit in der Hand.

„Warum sind so viele fremde schwarze Krieger in deinem Dorf?“

Um Kai verlor selbst in Fesseln nicht einen Zoll von seiner Bänwürde. Starr hielt er die Augen auf den Sieger gerichtet.

„Wir alle große Krieger“, radebrecte er Arabisch. „Kommen Palaver. Singen, sprechen von Heldentaten. Reden viel, essen viel.“

„Woher kommen die schwarzen Krieger?“

„Wohin sie gehen, wenn du sie freiläßt.“

„Sie sind nicht meine Feinde — sie dürfen heimkehren. Warum hast du den weißen Effendi gefangen?“

„Ist eingebrochen in mein Land — hat gekämpft gegen meine Krieger — ist ein Zauberer mit bösen Augen.“

„Was wolltest du mit ihm anstellen?“

„Freilassen und heim schicken. Rawwe!“

„Du verdammter schwarzer Schuft,“ fuhr Sir Roger ihn an, „fressen wollest ihr ihn! — Aber ich will dich lehren, aus weißen Effendis Frikassée zu machen! Wir werden dich mitnehmen nach Kodjaleh und dich so lange anbinden, bis das Luderzeug hier zur Vermunft kommt. Verstanden?“

Um Kai stieschte seine gefeilten Zähne, als sei ihm die Haft in Kodjaleh etwas Willkommenes. Dieser schwarze Hauptling vermochte sich außerordentlich zu beherrschen; und warum sollte er auch jammern? Er wußte es von den schwarzen und auch den weißen Feinden, daß auf sie nur starke Fäuste und scharfe Waffen Eindruck machten, aber niemals Kleintun und Erbarmlichkeit. — Gut, er war bestiegt, er war gefangen. Er würde alles tun müssen, was die Sieger von ihm wollten. Man ließ ihn leben, man aß ihn nicht — gut, gut; er würde grinsend mit nach Fort Kodjaleh gehen. — Rawwe!

Schroff wandte Major Norris sich von dem Bjan ab. Unverwandt blickte Um Kai ihm nach. Was in seinem Inneren vorging, war nicht zu erraten. Auch die andern schwarzen Krieger, die man, der Waffen beraubt, bis auf einige in Freiheit gelassen hatte, standen unbeweglich, wie Bilder aus Erz.

Major Norris gab Befehl zum Aufbruch. Man beschloß zunächst die Ahardehshucht aufzusteigen bis zum Engpaß unterhalb der drei Blitzbäume, um die Höhle der Zelte aufzufinden.

Saidas Ohren reichten weit; sie mußte, wohin es ging. Ein triumphierendes Lächeln spielte um ihre Züge. Nein, dort würden sie die Hanum nicht finden. Sie würden sie nirgendwo finden, denn Ibrahim und Hassan hatten sie fortgeschleppt. Nun gehörte der Effendi ihr allein — und niemals würde ihn die weiße Frau wieder verlocken.

Als sich die Sonne neigte, stand Peter Amynor erschüttert in dem Engpaß gegenüber dem Ort, an dem er Maya verlassen hatte. Das Erdbeben, so geringfügig es auch gewesen war, hatte das Gestein zusammengeschoben, die Höhle war verschwunden. Zelte, Gepäck, jede Spur der Anwesenheit von Menschen — das war alles von der Felswand verschluckt, vergraben für Jahrhunderte, Jahrtausende. Steingrus bedeckte den Boden.

Totenbleich lehnte Peter gegen die Wand.

War Maya bei diesem Erdbeben in der Höhle geblieben, dann schließ sie in diesem steinernen Grab den ewigen Schlaf. . . .

(Fortsetzung folgt.)



### Der Streit um den Sergeanten Grischa.

Nachdem Henri Barbusse mit seinem „Feuer“ das Signal gegeben hatte, stürzte sich die erzählende Literatur auf das noch blutende Erlebnis des Krieges. Es wurde viel geschrieben, manches darunter, das nur wegen des Refrains „Nie wieder Krieg“ Beachtung verdiente. Millionen hatten zu berichten, und da es ein Millionenstück war, von dem sie zu erzählen hatten, glichen sich diese Berichte wie feldmarschmäßig angereihte Soldaten.

Das Stereotype der Kriegsgeschichten mag es mit sich gebracht haben, daß es eines Tages aus der Mode kam, von Kriegsnot und empörter Menschlichkeit zu reden und zu schreiben. „Der Mensch denkt ein wenig, am besten aber vergißt er.“ Die Nierwieder-Krieg-Literatur hörte — kaum acht Jahre nach dem Ende des Verbrechens! — auf, ein Bedarfsartikel zu sein, und zu gleicher Zeit marschierten dressierte Paradeeregimenter über die weiße Wand in tausend und aber tausend Filmtheatern. Unter gütiger Mitwirkung der Staatsanwälte verschwanden die Bilder der Musketiere aus den Schaufenstern der Buchhändler und machten Platz für die Memoirenwerke der Generale und Admirale.

Aber eines Tages geschah ein großes und gütiges Wunder: Die Abenteuer des braven Soldaten Schweijk gingen wie ein Trommelfeuer des Geschäfers über die Erde, und wo der draußige „Mannschaftswitz“ dieses typischen Landfers einschlug, dort stampft kein Gott und kein Generalfeldmarschall mehr Armeen aus dem Boden! Der letzte Band dieser Ilias des Weltkrieges war noch nicht gelesen, da erschien das dritte große Buch dieses Krieges: „Der Streit um den Sergeanten Grischa“, ein Roman von Arnold Zweig im Gustav-Kiepenheuer-Verlag, A.-G., Pögdam, und die Büchergilde Gutenberg, Berlin, Geschäftsstelle, Wien, 7. Bezirk, Zieglergasse 25, hat diesen Roman in einer besonderen Ausgabe nur für Mitglieder in der Reihe ihrer Groß-Bücher herausgebracht (Preis Schilling 8.10.)

Was ist's mit dem umstrittenen Sergeanten Grischa?

Im Frühjahr 1917, die Ostfront liegt noch im tiefen Schnee, verläßt der russische Sergeant Grischa Miltisch Paprotkin, Gefangener Nr. 173, den warmen Stall des Gefangenenlagers und Sägewerkes Naaraschki und schlägt sich ostwärts. Frieden soll es geben, hat er gehört. Der Zar mußte abdanken. Kerenski regiert, rote Fahnen wehen in Petersburg, und zwischen den Schützengräben, so erzählt man sich, treffen die Soldaten von hüben und drüben wie alte Bekannte aufeinander. Da hält es Grischa nicht länger aus, die Sehnsucht nach Weib und Kind und Arbeit ist mächtiger als die Furcht vor der tödlichen Sperre aus Menschen und Maschinen diesseits der Drahtverhau. Auf dem Waggon eines Zuges, der mit frischgeschneitem Raub aus den Wäldern Rußlands beladen ist, rollt er der Front zu, steigt zu früh aus und verirrt sich zu einer Bande Deserteur, Russen und Deutschen, die sich seit Monaten verbündet haben gegen den gemeinsamen Feind, den Feldgendarm, den Büttel der Kriegsverlängerer. Aber auch hier endet nicht Grischas Wanderung. Selbst ein junges Weib, eine vom Krieg in diese Wildnis verschlagene Litauerin, kann ihn nicht halten, obwohl sie sonst gut zupackt und mehr fertig

bringt als mancher „Soldat Idiot“. Grischa zieht weiter, hungrig und geheizt, erreicht die jüdische Stadt Merwinsk im Rücken der deutschen Front und wird als Ueberläufer gefangen. Die deutsche Militärgerichtsbarkeit Ober-Ost will ein Exempel statuieren, die Moral der Truppe ist sowieso nicht mehr die beste, also wird Grischa zum Tode verurteilt. Nah, ein Russe mehr oder weniger, Ueberläufer oder nicht — stillgestanden, gebt Feuer, weggetreten! Aber da interessiert sich der Divisionsgeneral von Lychow für den Fall, los ist ja momentan sowieso nichts, und außerdem hat er schon längst eine Pöcke auf die Herrschaften von der Ortskommandantur bis hinauf zum Allmächtigen von Ober-Ost, dem Generalquartiermeister Schiefenzahn, der auch Ludendorff heißen könnte. Es kommt zu einem kleinen Refortduell zwischen Wilna und Merwinsk, der alte Preuße von Lychow pöcht auf seinen Adel und seine Stellung, der Generalquartiermeister auf seinem Schreibtisch, an dem er mit Stinnes die Aufstellung der Welt bereits geregelt hat. Weniger geht es um den gefangenen Musik, als um den Streit zwischen zwei Abstufungen des Gefühls von Recht und Macht, deutlicher, es geht darum, ob das Deutschland der Kriegsjahre stärker ist als das Deutschland, dem auch im dritten Kriegsjahre ein Justizmord noch ein Justizmord ist. Schiefenzahn läßt das Urteil vollstrecken. Die Salbe einer gleichgültigen Frontabteilung beendet den Streit um Grischa.

Ein laufiges Einzelschicksal, das Unrecht an einem von den vielen russischen Gefangenen, einer von den zahllosen Justizmorden — und doch ist in diesem Einzelschicksal das Schicksal von Millionen enthalten, alle Morde, alles Unrecht des Krieges. Das Unrecht, das diesem gutmütigen, naiven Burken geschehen ist, ist allen, ist uns geschehen. Die entsetzlichen Gewehre sind auf uns alle gerichtet. Niemand — es sei denn, er gehöre selbst den Schiefenzahns an — kann dieses Buch zu Ende lesen ohne die Erschütterung über den Mord an Grischa, dem Bruder.

Der Mensch in uns wird furchtbar aufgerüttelt. Gerade weil Arnold Zweig Licht und Schatten mit gerechter Güte verteilt, weil er nie ein Gefühl des Hasses, stets die Wärme der Zuneigung, auch zu den Schiefenzahns, spüren läßt, gerade deshalb wird das Unrecht an Grischa doppelt bitter.

Arnold Zweig läßt allen Gerechtigkeit widerfahren. Auf keiner Seite dieses Romans wird einem Menschen Unrecht getan, aber es wird auch nichts verschwiegen, was geschrieben werden mußte. Wir haben das tapfere Buch über die Etappe Gent gelesen und wissen, falls wir nicht in diesen Spucknapf des Krieges geblöckelt haben, durch dieses Buch was Etappe heißt. Die „Etappe Gent“ ist mit Haß im Herzen zusammengetragen und geschrieben worden, und dieser Haß, geboren im Aufruhr des Menschlichen gegen die uniformierte Bestie, ist im Rechte und ist notwendig. Auch Arnold Zweig deckt die Korruption auf, sieht Offiziere bei Schwelgern schlafen, gedeckte Offizierstafeln und leere Mannschaftskochgeschirre, den Schwindel mit den Ehrenzeichen, den Hochmut der Etappenhengste, die gestohlenen Klaviere als Passagiergut, die Lakaiendemut der Etappenoldaten aus Angst vor dem Schab an die Front, die Urlaubsgaunerei, alles, alles. Aber Arnold Zweig begründet alles im Menschlichen und in den Verhältnissen, er klagt das System an „zwischen den Zeilen“, indem er das Gute im Menschen dagegensetzt. Er beschimpft die Schwester nicht, die sich mit dem Offizier ins Bett legt, er gibt ihr recht, und er jubelt ihr zu, daß sie recht hat, seine ganze Zärtlichkeit ist bei ihr und den anderen. Es ist, als ob alle die Uniformen ausziehen und aus den Soldaten Menschen werden. Die Landstürmer und ihr Feldwebel, der Kriegsgerichtsrat und sein Schrei-

ber, der Quartiermeister und so... Dr. donnanz, sie haben keine Rollen, spielen nicht, sind Menschen, die ein System hindert, es ganz zu sein.

Nichts ist in diesem Buch erdacht, alles ist erlebt — die kleinste Figur der Tragödie, das Tier, das über den Weg läuft, die Dinge, die Landschaft, die Luft. Diese Gegenwart der fernsten und nahesten Dinge zieht den Leser mit hinein in das Geschehen, das nicht erfunden ist, sondern das der Dichter im Jahre 1917 in seinen Hauptzügen festhalten konnte. In einem Jahrzehnt ist das Buch in ihm gewachsen wie ein Kind im Schoß der Mutter. Es ist zu richtiger Stunde geboren worden. Wir brauchen solche Bücher wie den „Streit um Grischa“. Wir brauchen Bücher, die uns bessern, die etwas in uns aufleuchten lassen, etwas, das stärker sein kann als Befehle und Bajonette.

Auf den letzten Blättern des Buches führt Arnold Zweig dieses Etwas zu einem klaren Ziel. Nicht mit großen Worten. Eigentlich ist gar nichts Besonderes los: Ein Urlaubszug wird kurz nach der Abfahrt aus der Station von den Zugführern noch einmal angehalten, um einen verspäteten Kameraden mitzunehmen. Die Offiziere schimpften über die Leute auf der Maschine. Aber so leise dämmert es ihnen, daß die „Leute“, das Pack, die Arbeiter, eigentlich „den Finger am Ventil des Krieges haben...“ Das steht so mitten drinn, ganz unauffällig nicht in Sperrdruck. Aber es prägt sich ein — für immer! Für immer! Grischa, Kamerad!

### Wenn der Vulkan erwacht.

Der Himmel ein einziges Flammenmeer.

In den letzten Jahren hörten wir häufig von vulkanischen Ausbrüchen. Es scheint, als ob wir wieder in einer Periode solcher Vulkanausbrüche und Erdbeben lebten, deren Anhalten eine Veränderung unserer Erdoberfläche hervorbringen könnte. In diesen Tagen erfahren wir von einem neuen Ausbruch des Bewus, dessen Tätigkeit zeitweise so bedrohlich wurde, daß italienisches Militär zur Räumung der umliegenden Ortschaften eingesetzt wurde.

Zwar ist der jetzige Ausbruch des Bewus glücklicherweise an Heftigkeit nicht mit dem Wüten des Vulkans auf den Südseeinseln zu vergleichen, deren letzter Ausbruch auf der Insel Palomech erfolgte und sechs Dörfer der Insel durch die glühenden Lavamassen zerstörte.

Man kann sich lebhaft vorstellen, welche graufiges Schauspiel solch ein entfesselter Vulkan geboten haben muß und welche entsetzlichen Szenen während seiner vernichtenden Tätigkeit sich abgepielt haben müssen. Selten nur ist es Menschen vergönnt gewesen, ungefährdet derartige Naturkatastrophen zu beobachten. Wir müssen schon weit zurückgreifen, wenn wir einen Bericht eines Augenzeugen eines solchen Ausbruches kennenlernen wollen. Einer der fesselndsten in der ganzen Literatur ist der Benjamin Morrells, der im Jahre 1825 auf den Galapagosinseln eine Eruption ansehen konnte. Der bekannte amerikanische Naturforscher William Beebe, Professor am American Museum of Natural History, gibt die Schilderung Morrells in seinem Werk „Galapagos, das Ende der Welt“ wieder. Wie drucken diesen beispiellosen Bericht mit Erlaubnis des Verlegers F. A. Brockhaus, Leipzig, nachstehend ab.

Die Galapagosinseln erlebten eine kurze Wiederkehr der Seeräubertage, als 1816 Buchard und Brown, zwei Freibeuter, die eine Zeitlang in den argentinischen Gewässern gemeinsam Frevel verübt hatten, zu dem einzigen Zweck hieherkamen, ihren Bund zu lösen. Meinungsverschiedenheiten waren zwischen ihnen entstanden. Sie teilten nun ihre Beute hier und regelten ihre Angelegenheiten.

Im Jahre 1822 stattete Basil Hall auf S. M. S. „Conway“ der Inselgruppe einen kurzen Besuch ab, um am Äquator mit einem ununterbrochenen Pendel Versuche zu machen. Er lagerte ein paar Tage auf der Südspitze von Abingdon und litt das übliche Ungemach infolge Wassermangels.

Benjamin Morrel aus Rye und Stamford suchte zweimal die Galapagosinseln auf. Sein erster Besuch erfolgte 1823 und seine Beschreibung der Inseln unterscheidet sich in nichts von denen früherer Reisen. 1825 weilte er erneut hier und war hier Zeuge eines furchtbaren Naturhaupteiles, das ihn zu folgendem ausführlichen Bericht anregte:

„14. Februar. Es war am Montag den 14. um 2 Uhr morgens. Der schwarze Mantel der Nacht hüllte noch den mächtigen

Stillen Ozean in Dunkel und entzog die benachbarten Inseln unseren Blicken. Während rings um uns Totenstille herrschte, vernahmen wir plötzlich ein Getöse, das nur in zehntausend Donnerschlägen seinesgleichen haben konnte, die gleichzeitig die Luft durchzittern; und im selben Augenblick wurde die Landschaft von einem entsetzlichen Lichtschein erhellt, der das mutigste Herz mit Grauen hätte erfüllen können! Ich stellte bald fest, daß einer der Feuerberge auf der Insel Narborough, der die letzten zehn Jahre ruhig gewesen war, plötzlich mit gesammelter Wut ausgebrochen war.

Die Erfahenheit, Gewalt und furchtbare Größe dieses Schauspieles spotten der Beschreibung und lassen die Kraft der Sprache unzulänglich erscheinen. Hätten die Feuergegluten von Miltons Hölle ihr Demantgewölbe gesprengt und den Himmel mit Brand bedroht, so wäre die Beschreibung des Vorganges wohl unserem jetzigen Erlebnis angemessen gewesen. Keine Worte, die mir zu Gebote stehen, können dem Leser auch nur eine schwache Vorstellung von der schrecklichen Pracht des wirklichen Geschehnisses geben.

Hätte sie der Donner des Jüngsten Tages gewedt, so hätten meine Leute nicht eher an Deck sein können, wo sie schreckensbleich starrten, sprachlos und vor Erstaunen und Entsetzen verwirrt. Der Himmel erschien wie eine einzige feurige Lohzunge, mit Millionen Sternschnuppen und Meteoriten überfüllt, während die Flammen von dem Gipfel Narboroughs sechshundert Meter hoch in die Luft schossen. Allen war bald die Ursache der seltsamen Erscheinung klar, und nachdem sie sich von dem ersten Schrecken erholt hatten, konnten sie die weitere Entwicklung mit einiger Fassung verfolgen.

Aber der prächtigste und wirkungsvollste Teil dieses Schauspieles sollte noch kommen. Um halb 5 Uhr war der stehende Inhalt des gewaltigen Kraters bis zum Rande angeschwollen und ergoß sich nun in einem Strom flüssigen Feuers über den Saum des Kraters. Wir sahen jetzt, wie ein Fluß geschmolzener Lava sich die Seite des Berges hinunter in Zickzackwegen der See zuwälzte, eine Strecke von etwa fünf Kilometern von dem lodernen Schlund des Feuerberges. Dieser blendende Strom lief in einer 100 Meter breiten Mulde herab und sah so aus, als ob ein gewaltiger Fluß geschmolzenen Eisens aus dem Ofen rann. Obwohl der Berg steil und die Mulde breit war, konnte der Flammenfluß doch nicht rasch genug hinabfluten, sondern trat an einigen Stellen über die Ufer und bildete netze Bäche, die sich in fast allen Richtungen hin verzweigten. Jeder stürzte hinunter, als ob er begierig sei, in dem tiefen Schacht der nahen See seine Glut zu kühlen. Der Feuerdämon schien Neptun in die Arme zu züchten; und furchtbar in der Tat war der Aufruhr, der bei ihrer Begegnung losbrach. Der Ozean kostete, brüllte und heulte, als wäre im Schlund des Tartarus ein Bürgerkrieg ausgebrochen.

Um 3 Uhr morgens stellte ich fest, daß das Wasser 16 Grad Celsius maß, die Luft 22 Grad Celsius. Um 11 Uhr war die Luft 45 Grad, das Wasser 38 Grad und der Ausbruch ging noch mit unerminderter Heftigkeit weiter. Der Ankerplatz des „Tatar“ lag etwa sechzehn Kilometer nördlich von dem Berge und die Hitze war so groß, daß das geschmolzene Pech aus den Fugen des Schiffes lief und der Meer von der Takelage tropfte.

Um dem Leser eine richtige Vorstellung unserer Lage zu geben, muß ich eine kurze Ortsbeschreibung einfügen. Die Insel Albemarle hat die größte Ausdehnung von allen Galapagosinseln; sie ist von Nord nach Süd etwa 14,5 Kilometer lang, schmal und am Ostufer fast gerade; aber auf der Westseite ist sie von Christophers Point im Süden bis zum Kap Berkeley im Norden stark eingebuchtet; an dieser Stelle liegt die Insel Narborough, so, daß ihre Ostspitze Albemarle am nächsten liegt. Der „Tatar“ lag in einer Bucht in der Banksbai an der Westküste von Albemarle, gerade gegenüber der Nordspitze von Narborough. Man konnte zu dieser Bucht von Nordwesten durch die Banksbai oder von Südwesten durch die Elisabethbai gelangen.

Unsere Lage wurde mit jeder Stunde bedenklicher und besorgniserregender. Kein Lufthauch regte sich, um ein Segel zu blähen, wenn wir versucht hätten, zu entkommen, so daß wir als müßige und unfreiwillige Zuschauer eines Feuerwerks bleiben mußten, das keinerlei Anzeichen einer auch nur vorübergehenden Einstellung erkennen ließ. Den ganzen Tag über wüteten die Glut mit unerminderter Kraft weiter, während der Berg noch immer seine geschmolzenen Eingeweide in unaufhörlicher Stufen auswarf.

Das Quecksilber kletterte weiter bis 4 Uhr nachmittags, wo die Lufttemperatur auf 51 Grad Celsius, die des Wassers auf 40 Grad gestiegen war. Jetzt fiel uns das Atmen schwer, und einige Leute klagten über große Schwäche. Es war klar, daß etwas geschehen mußte, und zwar sofort. „Oh, käme doch nur ein Hauch einer Brise!“ war das Gebet eines jeden. Endlich wurde das gelinde Säufeln eines schwachen Windes unseren Wangen kaum wahrnehmbar, als das willkommene Zeichen für den Befehl zum Ankerlichten gemeldet wurde. Dies geschah etwa vor 8 Uhr abends. Der Anker war bald hoch und jeder Zoll breit Leinwand wurde an den Spieren ausgespannt, wo sie einen nutzlosen Behang bildete.

Wieder überfiel uns Bangigkeit, und wir warteten voller Angst und Spannung. Wieder wehte der Wind, und die Hoffnung kam uns erneut. Endlich meldete man von oben, daß die leichteren Segel zu flattern begannen; und in einigen Minuten füllten sich allmählich die Topsegel, als der Anker zum Bug gebracht wurde, und der „Tatar“ setzte sich in Fahrt. Um 8 Uhr wurden wir von einer schwachen östlichen Brise flott erhalten, für die wir unserem Schöpfer dankten.

Unser Kurs ging südlich, durch die kleine Meerenge oder den Sund, der den brennenden Berg von der Insel Albemarle trennte; ich gedachte, so schnell wie möglich landwärts von Narborough zu kommen. Zwar hätte die Fahrt von der Banksbai nordwestlich über Kap Berkeley einen kürzeren Weg in die freie See dargeboten, aber unter den gegebenen Verhältnissen nicht den sichersten. Ich entschloß mich daher, südlich zur Elisabethbai zu fahren, obwohl wir dabei etwa sechseinhalb Kilometer an die Bäche flammender Lava herankamen, die sich in die Gewässer der Bai ergossen. Hätte ich den anderen Kurs gewählt und wäre leewärts von Narborough gefahren, so hätten wir wohl von der Insel abkommen können; es wäre aber unmöglich gewesen, zu verhindern, daß Segel und Takelage Feuer fingen, da das ganze Luftmeer auf der Lee-seite der Bai wie eine riesige Flammenmasse erschien. Das ohrenbetäubende Getöse, das den Ausbruch begleitete, dauerte noch immer fort; in der Tat wäre die schreckliche Erhabenheit des Schauspieles ohne es unvollständig gewesen.

Der Himmel hatte ein Einsehen und bescherte uns weiter eine hübsche Brise und der „Tatar“ glitt durch den fast siedenden Ozean mit einer Geschwindigkeit von etwa elf Kilometer in der Stunde. Als ich an den Strömen geschmolzener Lava vorüberkam, besorgte ich, einige meiner Leute zu verlieren, da die Wirkung der Hitze so groß war, daß einige nicht mehr stehen konnten. Das Quecksilber im Thermometer zeigte 64 Grad Celsius; als wir es aber ins Wasser tauchten, stieg es sofort auf 66 Grad Celsius. Hätte uns der Wind hier im Stich gelassen, so wären die Folgen einfach entsetzlich gewesen. Aber die Vorsehung schenkte uns weiter ihre Huld — die erfrischende Brise trieb uns weiter einer linderen Luft entgegen, so daß wir um 11 Uhr abends sicher am Süden der Bai vor Anker lagen, das Flammenmeer von Narborough vierundzwanzig Kilometer leewärts von uns.

Hier war die Temperatur der Luft 43 Grad, die des Wassers 38 Grad; aber um 8 Uhr am nächsten Morgen, am 16., spie der Feuerberg seine Glutmassen mit unerminderter Stärke weiter aus, und die Hitze war infolgedessen in so besorgniserregendem Maße gestiegen, daß wir es erneut für nötig erachteten, loszufahren und die Bai gänzlich zu verlassen. Um 12 Uhr mittags fuhren wir an der Südspitze der Bai von Albemarle vorüber, dem sogenannten Christophers Point. Das Quecksilber stand auf 50 Grad Celsius in der Luft und auf 36,7 Grad im Wasser. Wir steuerten nun der Insel Charles zu, die etwa 65 Kilometer südöstlich von Albemarle liegt, und gingen um 11 Uhr abends in ihrem nordwestlichen Hafen vor Anker. Achtzig Kilometer und mehr leewärts im Nordwesten erschien der Krater von Narborough wie ein riesiges Leuchtfeuer. Die glühenden Flammen schossen hoch in die finstere Luft, mit großem Gegröhne wie ferner Donner.

17. Februar... Das Meer war hier buchstäblich mit Bimsstein bedeckt. Einige Stücke waren recht groß. Vermutlich waren sie von dem Vulkan auf Narborough ausgepfien worden.

Als Morell im Oktober von den Sandwicheinseln nach den Galapagosinseln zurückkehrte, „brannte der Vulkan auf Narborough, dessen Ausbruch wir im Februar erlebten, noch immer, freilich nur schwach“.

Prof. Dr. W. Bache

## Tiere von gutem und schlechtem Ruf.

Merkwürdig vielfältig ist die Rolle, die das Tier im Laufe der Zeiten als Sinnbild der verschiedensten menschlichen Eigenschaften bei den Völkern gespielt hat und noch heute spielt. Sehr schlecht eingeschätzt wurde schon immer der Ruckuck. „Hol' dich der Ruckuck!“ ist bei uns eine weitverbreitete Redensart. Dieser Vogel hat seinen schlechten Ruf vor allem seiner Unart zu verdanken, seine Eier in fremde Nester zu legen. Das „Ruckucksei“ ist ja sprichwörtlich geworden. In der Schweiz hat sich der Spottname „Cocu“ vom Nebenbuhler auf den Betrogenen, den von seiner Gattin „gehörteten“ Ehemann übertragen. Auch in der Geschichte des Aberglaubens spielt der Ruckuck eine böse Rolle. Er tönte z. B. sein Ky in der Johannisnacht, so bedeutete das ein große Teuerung im kommenden Jahre. Shakespeare sagt sogar im „Hamlet“, der Ruckuck sei ein verfluchter Väter und trage sein mit Mehl bestäubtes Gefieder, weil er in teuren Zeiten den armen Leuten ihren Teig stehle. So ist der Ruckuck allmählich zum tierischen Symbol des Ausbeuters geworden. Eine ähnliche Rolle spielt auch die Hyäne, der besonders ihre große Tragzier angekreidet wurde, und deren Name man anwendet, um den Typus des Wuchersers und unersättlichen Ausbeuters zu bezeichnen. Daß unter diesen Umständen Ruckuck und Hyäne früher als Teufelsmaske angesehen wurden, ist selbstverständlich.

Dem Storch ist es gegenüber dem Ruckuck und der Hyäne wesentlich besser ergangen. Man hat ihm die Zärtlichkeit, mit der er seine Jungen zu hüten und zu betreuen pflegt, hoch angerechnet und ihn zum Ueberbringer der neugeborenen Kinder gemacht. Möglich ist es allerdings, daß diese Mär gar nicht bei uns entstanden ist, sondern aus Indien stammt, wo man der Erdgöttin, als der Nährmutter aller Wesen, einen Storch als Symbol in die Hand gab. Auf dem Lande sieht man es heute noch gern, wenn der Storch auf dem Dach nistet, weil er Glück bringen soll. Bunt er sein Nest gar auf dem Dach der Kirche oder des Rathauses, so ist man vielfach überzeugt, daß dies ein sehr günstiges Zeichen für den Fortbestand und den Wohlstand der Gemeinde sei, und daß die Herren Gemeindeväter ein leichteres Arbeiten hätten.

Die Taube gilt ob ihres sanften, friedlichen Wesens allgemein als Glücksbotin. Schon in der Geschichte von der Sintflut ist ihr die Rolle der Friedensbotin zugewiesen worden, die den Delzweig in die Arche Noahs bringt als Zeichen dafür, daß die Wasser sich verlaufen haben und die Erde wieder zu grünen beginnt. Im Gegensatz zur Taube wird der Rabe als Unglücksbote bezeichnet. Da unseren Vorfahren Winter und Tod als gleichbedeutende Begriffe galten, so wurde ihnen der schwarze, im Winter über die Felder schwärmende und Aas verzehrende Rabe zum Unheil kündenden Totenvogel. Vom Riebiß geht die Sage, daß er einst Dienstmagd der Jungfrau Maria gewesen sei und ihr eine Schere gestohlen habe. Als das Mädchen den Diebstahl leugnete, sei es zur Strafe in einen Vogel verwandelt worden, der immer „Stiebiß!“ rufen und einen scherenartig gespaltenen Schwanz tragen müsse.

Die wenigsten Menschen wissen, warum eigentlich die Maus durch den Begriff „mausetot“ mit dem Tod in Verbindung gebracht wird. Dieser Begriff stammt aus dem griechischen und ägyptischen Mythos. In der ägyptischen Hieroglyphik ist die Maus das Sinnbild der Vernichtung. Nach dem griechischen Mythos schickte Apollo den feindlichen Heeren, um sie zu vernichten, Mäuse. Die Maus war nämlich in jenen Zeiten die Trägerin und Verbreiterin der Pest und in größeren Scharen auftauchende Mäuse bedeuteten tatsächlich Tod und Vernichtung.

Wo die Maus ist, da fehlt auch die Ratze nicht. Sie hat ebenso viele Anhänger wie Widersacher. Wegen ihres eigenwilligen Charakters betrachten viele Menschen sie als „falsch“. Im Mittelalter kam sie in den Klut der Rauberei und triefte in Heren-

jagen und Hexenprozessen eine große Rolle. Hexen und Zauberer treten in mittelalterlichen bildlichen Darstellungen immer in Begleitung von Katzen auf. Man vermutet, daß hauptsächlich ihre nachts leuchtenden Augen sie in Verruß gebracht haben. Gewiß hat auch die Tatsache, daß alte, absonderliche, zurückgezogene lebende Menschen, die ja vor allem in Hexenprozesse verstrickt wurden, meist tierliebend sind und sehr oft Katzen um sich haben, zur Verbreitung dieser abergläubischen Vorstellung beigetragen. In Ägypten freilich hat die Ratze mit ihren Augen ihr Glück gemacht. Dort wurde sie um ihrer Augen willen zum Liebling der Mondgöttin ernannt und sogar mumifiziert. Man sieht: auch die Geschichte des Neumunds der Tiere ist ein interessanter Beitrag zur Geschichte des Aberglaubens und der menschlichen Unzulänglichkeit.

## Was bringt Radio-Wien nächste Woche?

Montag, 29. Juli.

11.00 Uhr Vormittagsmusik. 15.15 Bildrundfunksendung. 16.00 Nachmittagskonzert. 18.30 Jugendlust, Rund um den Bodensee. 19.00 Die moderne Wissenschaft im Dienste der Gemäldeforschung. 19.30 Sagd in Oesterreich. 20.00 Zeitzeichen, Wetterbericht. 20.05 Konzertetabend. 21.05 Volksstämmliches Orchesterkonzert. Bildrundfunksendung.

Dienstag, 30. Juli.

11.00 Uhr Vormittagsmusik. 15.15 Bildrundfunksendung. 16.00 Nachmittagskonzert. 18.05 Klavier- und Gesangsvorträge. 18.45 Entdeckungsreisen in Wald und Flur. III. 19.15 Die Anekdoten. 19.45 Zeitzeichen, Wetterbericht. 19.50 Opernfragmente. Abendkonzert. Bildrundfunksendung.

Mittwoch, 31. Juli.

11.00 Uhr Vormittagsmusik. 15.15 Bildrundfunksendung. 16.00 Nachmittagskonzert. 18.00 Aus Lafontaines Fabeln. 18.30 Der Anbau von Stoppel- und Zwischenfrüchten. 19.00 Das Antlitz der Heimat. IV. 19.00 DO X, das modernste Großflugboot der Welt. 20.00 Zeitzeichen, Wetterbericht. 20.05 Dichter aus Osterreich. 21.00 Balalakatvorträge. 21.20 Leichte Abendmusik. Bildrundfunksendung.

## Elektro-Material, Luster Bügeleisen Für Neubauten Vorzugspreise! Jos. W. Pelz & Co., St. Pölten Rathausplatz 14

Donnerstag, 1. August.

11.00 Uhr Vormittagsmusik. 15.15 Bildrundfunksendung. 16.00 Nachmittagskonzert. 18.00 Akademie. 19.05 Bericht für Reisende und Fremdenverkehr. 19.30 Von Lauchern und Tauchgeräten. 20.00 Zeitzeichen, Wetterbericht. 20.05 Operettenaufführung „Zigeunerliebe“. Bildrundfunksendung.

Freitag, 2. August.

11.00 Uhr Vormittagsmusik. 15.15 Bildrundfunksendung. 16.00 Nachmittagskonzert. 18.30 Wochenbericht für Körperport. 19.00 Obst- und Beerenzucht für Schrebergärtner. 19.30 Zeitzeichen. Wetterbericht. 19.35 Konzert des Wiener Symphonieorchesters. 21.30 Abendkonzert. Bildrundfunksendung.

Samstag, 3. August.

11.00 Uhr Vormittagsmusik. 11.15 Bildrundfunksendung. 16.00 Nachmittagskonzert. 18.00 Märchen für die Kleinen. 18.30 Kammermusik. 19.30 Robert Hohlbaum (Eigenvorlesung). 20.10 Zeitzeichen, Wetterbericht. 20.15 „Fra Diavolo“. Bildrundfunksendung.

Sonntag, 4. August.

11.00 Uhr Uebertragung des Glockenspiels vom Turm des Salzburger Domes — Anschließend: „Die Bedeutung der Salzburger Festspiele“ (Vortrag). 11.20 Konzert des Wiener Symphonieorchesters. 15.00 Bildrundfunksendung. 15.30 Nachmittagskonzert. 18.00 Allerlei Jagdgeschichten. 19.00 Gesangsvorträge — Arten. 19.40 Zeitzeichen Wetterbericht. 19.45 „Rund um Afrika“. Abendkonzert. Bildrundfunksendung.

Die Direktion behält sich Änderungen vor.

Wie steht es nun mit den „freien Vereinbarungen“? In erster Linie kann niemand gezwungen werden, eine solche Vereinbarung zu schließen. Der § 16 regelt die Möglichkeiten der freien Vereinbarungen. Mit Ausnahme von Wien sind für alle Wohnungen bis zu zwei Wohnräumen (ohne Nebenräume wie Küche, Vorzimmer, Veranda usw.) und Geschäftsräume mit einem Friedensjahreszins bis 400 Kronen, in St. Pölten bis 800 Kronen, alle Vereinbarungen ungültig. Dort aber, wo sie zulässig sind, ist eine Frist von 6 Monaten notwendig und besondere Formalitäten vorgeschrieben, die selbst dem unter stärkstem Druck des Vermieters stehenden Mieter die Möglichkeit bieten, im letzten Moment noch zurückzutreten. Besonders hervorgehoben sei hier nur, daß sich freie Vereinbarungen nur auf die Höhe des Mietzinses, nie aber auf das Kündigungsrecht des Hausbesitzers erstrecken können. Der in den freien Vereinbarungen erzielte höhere Hauptzins unterliegt dann auch keiner Kontrolle und ist für den Hausbesitzer frei verfügbar. „Nochmals“ sei wiederholt: „Schließt keine freien Vereinbarungen!“ Wenn, dann nur nach Rücksprache mit den Vertrauensmännern oder einem Rechtsanwalt.

Die Kündigungsbeschränkungen in den §§ 19-22 haben auch eine Anzahl von Änderungen und Ergänzungen erfahren, die sehr beachtenswert sind. Es mangelt jedoch hier an Raum, um dies alles im Detail zu erörtern und muß nur wieder auf die Danneberg-Broschüre hingewiesen werden. Erwähnt sei hauptsächlich nur folgendes: Jede Kündigung muß gerichtlich erfolgen, ansonsten ist sie ungültig. Gegen die Kündigung einer geschützten Wohnung kann bei 14tägiger Kündigung innerhalb 8 Tagen, bei weniger als 14 Tagen innerhalb 3 Tagen Einspruch erhoben werden.

Auch die restlichen Paragraphen des Gesetzes, welche sich hauptsächlich auf die Vorentscheidungen der Gemeinden und das Verfahren vor den Mietkommissionen beziehen, haben zum Teil Änderungen und Ergänzungen gefunden, welche von der Mieterchaft beachtet werden müssen. Dies alles kann aber hier nicht Gegenstand der Erörterung sein. Zweck dieses Aufsatzes sollte nur sein, den Mietern für die Zeit des Ueberganges vom alten zum novellierten Gesetz einige wichtige Fingerzeige zu geben. Wer sich besser informieren will, wird neuerdings auf die oben genannte Broschüre verwiesen.

### Die Getreidepreise steigen.

Auf den scharfen monatelangen Rückgang der Getreidepreise ist nun eine ebenso plötzliche und unbegründete sprunghafte Preissteigerung gefolgt. Das eine wie das andere sind im wesentlichen nichts als Auswüchse der internationalen Spekulation, die sich schon längst des wichtigsten Lebensmittels, des Brotes, bemächtigt hat. Bei den Bauernbundführern soll nun über diese Preissteigerung große Freude herrschen. Sie glauben, daß die Preise so rasch steigen werden, daß eine Hilfsaktion für die Bauernschaft dadurch überflüssig werden wird. Das freut sie darum, weil sie sich dadurch das Einbekenntnis ersparen können, daß praktische Hilfe nur auf dem Wege des Getreidemonopols möglich ist. Ist dem wirklich so, dann zeigt dies von einer Kurzsichtigkeit der bürgerlichen Bauernführer, die für die Bauernschaft verderblich werden muß. Gerade das Auf und Ab der großkapitalistischen Getreidespekulation, das sinnlose Hinausschnellen und Herabfallen der Getreidepreise beweist, daß die großkapitalistische Spekulation heute auch schon die Bauernschaft in ihrer Existenzsicherheit gefährdet.

Wenn wir aber jetzt schon ein Getreidemonopol gehabt hätten, so wäre es uns möglich gewesen, die gesamte notwendige Getreideeinfuhr, die Oesterreich auf Jahre hinaus benötigt, zu besonders niedrigen Preisen einzukaufen. Den Bauern hätte man dann für das inländische Getreide ruhig einen be-



## Nur keine Angst

vor der großen Wäsche. Es gibt ja Schicht Radion. Schicht Radion, das Ihnen die Arbeit erspart, schneeweiß wäscht und dabei die Wäsche niemals angreift, sondern sie wirklich schon. Nehmen Sie immer nur Schicht Radion.

Es ist ja so einfach:

1. Schicht Radion in kaltem Wasser auflösen.
2. Die Wäsche in die Radionlösung geben.
3. Eine halbe Stunde lang kochen lassen.
4. Gründlich schwemmen, fertig ist die Wäsche. Kein Rumpeln und Reiben mehr, denn

# SCHICHT RADION

wäscht allein-schon die Wäsche!

deutend höheren Preis bewilligen können. Denn das daraus vermahlene Mehl und daraus gebackene Brot wäre noch immer verhältnismäßig billig gewesen, weil man aus der Zusammensetzung des billigen ausländischen und des teureren inländischen Getreides immer noch zu einem erträglichen Milchpreis gekommen wäre. So wären die Bauern vor dem Ruin und die Verbraucher vor Teuerung geschützt. Wenn die Bauernschaft richtig beraten ist, dann muß sie nach den Vorgängen der letzten Zeit erst recht auf die Einführung des Getreidemonopols drängen.

Freilich haben wir angesichts des Steigens der Getreidepreise noch eine andere Aufgabe zu erfüllen. Wir haben eben anlässlich der Getreidebankkrise erfahren, welche riesige Zwischengewinne die Dampfmühlen und Brotfabrikanten in der letzten Zeit eingestekt haben. Wir müssen nun darüber nachdenken, daß sie jetzt nicht mit neuen Preiserhöhungen kommen, die bei so riesigen Gewinnen vollkommen unberechtigt wären. Wir werden den Herren Dampfmühlenbesitzern, Großhändlern und Brotfabrikanten in der nächsten Zeit genau auf die Finger sehen müssen.

## Gas ...

Den Krieg, den Seipels Heimwehr der Heimat bescheren möchte.

### Die Gasmasken.

Aus „Der Krieg“, das erste Volksbuch vom großen Krieg. „Internationaler Arbeiterverlag“, Berlin S 25. Preis 2.50 Reichsmark.

Von Hans Marchwiza.

Die größte Furcht hatten wir vor dem „Gaschlucken“. Als wir in die Stellung marschierten, zogen die „Vergasteten“ kompagnieweise zurück. Sie stützten einander, hielten sich an den Händen, hatten verkniffene, angeschwollene Augen — blind.

Überall stieß unser Fuß auf die verkrampten, verzerrten Leichen mit den blaugrauen Gesichtern und den großen, gequollenen Augen.

Schon tags zuvor jagte Daumer: „Ich fürchte, meine Gasmasken sind undicht.“

Dann traf ich ihn später, als er sich an Wittes Maske zu schaffen machte.

„Was machst du da?“ fragte ich.

„Nichts“, gab er verlegen zur Antwort.

Dann sah er mich mit einem bleischweren Lächeln an, in dem eine unsägliche Angst zitterte. „So 'ne Gasmasken ist doch ein verfluchtes Ding. Ein Nadelstich genügt, und schon hängt ein Leben dran.“

Und nach einer Weile tropften seine Worte tonlos: „Ich werde diesmal schlucken müssen.“

„Ach, Unsinn“, versuchte ich, in abzulenken.

Daumer gab mir keine Antwort, sondern zog aus dem Tornister einige schmutzige Papiere.

„Was willst du damit?“

„An meine Frau schreiben.“

Dann schrieb er mit steifen, ungelentken Buchstaben: „Liebe Frau, liebe Kinder!“ Ein Tropfenschauer klatschte auf das Papier.

„Laß das!“ sagte ich. „Beunruhige sie nicht.“

Wieder sah er mich mit dem bleicheren Lächeln an. Dann nahm er einen zweiten Bogen, bog den Oberkörper zum Schutz vorüber und schrieb.

Krampfhaft war seine Stirn angestrengt. Er biß an dem Bleistiftende und quälte sich, einen Anfang zu finden. Auf einmal lachte er wütend auf, ballte den Papierfetzen zusammen und schleuderte ihn in die Leertümpel.

„Ich kam nicht“, schluchzte er. „Wie ein Grab ist mein Schädel. Die Gedanken flattern fort wie Späne. Und an allem ist die verfluchte Maske schuld.“ — „Da! Verfluchter Mist!“ In großem Bogen warf er die Gasmasken über die Deckung.

Die anderen erwarteten aus ihrer Erstarrung. Die Lehmklumpen krochen aus den triefenden Hüllen.

„Du, wenn du spinnst, dann verschone uns wenigstens damit!“ knurrte Warnt.

„Dem fehlt eine Gummizelle“, sagte Freising.

„Wenn sie gasen, drückst die Nase zu und steckst den Filter ins Maul“, rief Maus.

„Vielleicht liegt irgendwo eine Leiche, die eine gute Maske hat.“

Aber es lag kein einziger Toter in der Nähe.

Man riet und stritt, bis der Zugführer aus dem benachbarten Graben herüberrief: „Verdammt Schweinehund! Wollt ihr den Rachen halten!“

Wir fielen wieder in uns zusammen. Doch in allen Köpfen hünfte die Sorge: „Er muß eine Gasmasken haben!“

Daumer sah fast teilnahmslos, mit dem schweren Lächeln um den herabhängenden Mund.

Einmal raffte er sich noch auf: „Blind möchte ich nicht gern werden, es muß fürchtbar sein.“

„Ich weiß“, sagte Maus, „lieber ein Bein oder den Unterkiefer weg. Ohne Licht ist man so hilflos. Die Hunde sind heute besser dran als wir.“

So quälten wir uns. Gegen Abend wurde das Feuer kürzer, immer näher zu uns tasteten die Granaten den Weg ab.

Rasender. Immer rasender. Ein Verlassen der Löcher war unmöglich. Stahlspläne klatschten in die Grabenwand. Einer knapp an Warnts Schädel vorbei, Freising mitten ins Gesicht.

„Nein!“ — machte er und warf sich mit dem blutüberströmten Gesicht in die Schlammfüße.

„Bang!“ kreierte irgendwo eine Granate mit hohlem Knall.

„Was!“ schreit einer aus dem Nachbargraben.

„Vorsichtshalber“, entschuldigte sich Maus und streift seine Maske über. Er stuchte. Sein Gesicht verzerrt sich grauhaft. „Die Maske ist zerhossen!“

Wie ein Tier stürzt sich Daumer über Freising's Leiche, nestelt mit einem Freudenschrei dessen Maske los. „Ich hab' eine“, jubelte er und hüpfte wie ein Irrsinniger.

Maus duckt sich. Seine Augen flackern. Im Augenblick rollen Daumer und Maus und ringen um die Gasmasken. Daumer bleibt Sieger. Triumphierend stülpt er den Rüssel auf. Maus stucht, weint, hustet. Starrt mit bloßem Blick die Rüsselkante an.

„Los, einen Filter in den Mund, Augen und Nase zu!“ schreit Warnts. Eine Feuerwelle trommelt in den Wald. Dieser stöhnt, flammt, stürzt — die Hölle. Maskengläser werden trüb. Ein feiner Knoblauchgeruch dringt irgendwo ein. Fieberhaft versuche ich die undichten Stellen abzuschließen. Es gelingt. Doch ich habe schon geschluckt. Die Augen brennen.

Neben mir schreit einer immer lauter.

„Hilfe! Hilfe!“

Jeder kämpft um sein Leben. Wie lange noch?

Maus' Geschrei geht in ein Krächzen über: „Meine Augen!“

Nach drei Stunden läßt das Feuer nach. Daumer hockt abseits, die Maske überm Gesicht. Einen Stahlsplitter im Hals.

Maus lag quer über Freising's Leiche. Aufgedunsen. Vergast!

### Die in die Fremde ziehen ...

#### Amerikanische Einwanderungsquoten.

Am 1. Juli ist das neue Einwanderungsgesetz in den Vereinigten Staaten in Kraft getreten, durch das die Gesamtzahl der jährlich zugelassenen europäischen Einwanderer, die bisher 164.667 betrug, auf 153.714 herabgesetzt wird, während gleichzeitig die den einzelnen europäischen Ländern zustehenden Quoten, die sich bekanntlich nicht etwa nach deren Bevölkerungszahl richten, neu geordnet werden.

#### Für Oesterreich tritt dadurch eine Verbesserung des Zustandes ein.

da die Jahresquote für unsere Auswanderung nach Amerika, die bisher 785 Personen betrug, auf 1413, also auf das Doppelte hinaufgesetzt wird.

Das bisherige Gesetz berechnete die Quoten für die europäischen Staaten nach der Anzahl ihrer Staatsangehörigen, die im Augenblicke der amerikanischen Volkszählung von 1890 sich in den Vereinigten Staaten aufhielten. Dieses Datum war durchaus willkürlich gewählt worden, da es, wie die Vertreter einer prohibitiven Einwanderungspolitik seinerzeit glaubten, dazu führen sollte, daß die Einwanderung aus den nördlichen Ländern Europas, insbesondere aus England, Schottland und Nordirland, aus denen die in Amerika herrschende Oberschicht zum größten Teile stammt, aber auch aus Skandinavien gefördert, die aus Südeuropa und aus dem Osten und dem Balkan dagegen erheblich erschwert würde. Tatsächlich sind nun aber

#### die amerikanischen Rassenfanatiker,

die am liebsten nur noch Engländer und Schotten ins Land einlassen möchten, durch die Ergebnisse des bisheri-

gen Gesetzes arg enttäuscht worden. Die Folge davon war eine lebhaftere Agitation, die noch unter dem Präsidenten Coolidge zur Revision des Gesetzes geführt hat. Präsident Hoover wandte sich während seiner Wahlkampagne ziemlich scharf gegen die neue Fassung des Gesetzes, die in der Tat auch vom amerikanischen Gesichtspunkt aus einige schwere Bedenken erwecken muß. Es gelang ihm aber nicht, den Kongreß zur Wiederaufnahme der Angelegenheit zu bewegen und da das Gesetz durch Coolidges Unterschrift rechtskräftig geworden war, konnte er nicht einmal sein Inkrafttreten länger verschieben.

Die neuen Quoten beruhen auf dem „nationalen Ursprung“ der nordamerikanischen Bevölkerung im Zeitpunkt der ersten Volkszählung, die dort unmittelbar nach dem Abschluß des Befreiungskrieges vorgenommen wurde. Daß diese Zählung nach heutigen Begriffen höchst mangelhaft war, weiß man auch in Amerika, aber das sichts die dortigen Politiker wenig an. Gerade die Sachverständigen, die unter Coolidge die neuen Quoten festzustellen hatten, haben sich — auch Präsident Hoover gehört dazu — mit großem Nachdruck gegen das neue Gesetz gewandt, aber ohne Erfolg. Den Rassenfanatikern kam es auf zwei Dinge an, nämlich auf die Einschränkung der europäischen Einwanderung überhaupt und auf die relative Vermehrung der Einwanderung aus den Englisch sprechenden Ländern, die sich erfahrungsgemäß in den Vereinigten Staaten ohne weiteres assimilieren läßt. Vielfach machte sich daneben noch

**eine gegen Deutschland gerichtete Sonderströmung geltend,**

weil es sich während des Krieges herausgestellt hatte, daß die Assimilation der Deutsch-Amerikaner — der Bindestrich ist geradezu sprichwörtlich geworden — weit weniger gründlich erfolgt war, als man früher anzunehmen pflegte. Da die Zählung aus dem 18. Jahrhundert allen diesen Bedürfnissen entsprach, war man bereit, die eventuellen, verhältnismäßig geringfügigen Nachteile mit in den Kauf zu nehmen.

Im einzelnen gestalteten sich die den europäischen Staaten zustehenden

	Quoten	
	alte Quote	neue Quote
<b>Großbritannien und Nordirland</b>	34.007	65.721
Deutschland	51.227	25.957
Frischer Freistaat	28.567	17.853
Schweden	9.561	3.314
Norwegen	6.453	2.377
Polen	5.982	6.524
Frankreich	3.954	3.086
Italien	3.845	5.802
Dänemark	2.789	1.181
Rußland	2.248	2.784
Schweiz	2.081	1.707
Holland	1.648	3.153
Oesterreich	785	1.413
Tschechoslowakei	671	845
Rumänien	603	295
Belgien	512	1.304
Portugal	503	440
Ungarn	473	869
Finnland	471	569

Das Auffälligste an diesen Ziffern ist die sehr erhebliche Steigerung der großbritannischen Quote, der ein fast ebenso bedeutender Rückgang in derjenigen Deutschlands gegenübersteht. Das entspricht durchaus den Absichten der Schöpfer des neuen Gesetzes, die wohl auch die Verringerung der dem südlichen Freistaat zustehenden Quote um mehr als 10.000 Einwanderer im Jahre nicht ungern sehen. Diese Ergebnisse sind aber mit Zugeständnissen erkauft worden, die auch vom Standpunkt der amerikanischen Rassenpolitiker aus mehr als nur ein Schönheitsfehler des neuen Gesetzes sind. Neben der englischen Einwanderung galt bisher die aus den skandinavischen Ländern als besonders erwünscht; nach dem neuen Gesetz wird aber die Quote

für Schweden, Norwegen und Dänemark, die bisher fast 19.000 betrug, auf 6872 herabgesetzt, nur die höchst unbedeutende Quote Finnlands wird von 471 auf 569 erhöht. Nicht minder eigenartig berührt es, daß die Quoten Italiens, Polens, Russlands und Ungarns, gegen die sich das bisherige Einwanderungsgesetz mit besonderer Schärfe richtete, neuerdings erhöht werden.

In London ist man über die Wendung der Dinge, die man bisher mit kluger Zurückhaltung beobachtete, begreiflicherweise sehr erfreut. Die „Times“ erklären, es werde sich darauf eine erhebliche Beschleunigung der Aus-

wanderung aus allen britischen Gebietsteilen nach den Vereinigten Staaten ergeben; es seien nicht weniger als 70.000 Personen bei den amerikanischen Konsulaten für die Erteilung eines Einwandererzertifikats angemeldet,

deren Gesuche unter dem Regime des neuen Gesetzes erheblich schneller als bisher erledigt werden dürften. Ob dagegen die Italiener von der ihnen eingeräumten Quotenerhöhung Gebrauch machen werden, erscheint angesichts der Bevölkerungspolitik des faschistischen Regimes, das eine dauernde Auswanderung verwirft, als fraglich.

## Gewerkschaftsbewegung.

### Statistik des Internationalen Bundes der Privatangestellten

Der Internationale Bund der Privatangestellten veröffentlicht jetzt Ziffern über den Mitgliederstand der ihm angeschlossenen Organisationen mit dem Stand vom 1. Jänner 1929, aus denen wir folgendes entnehmen:

Es sind dem Internationalen Bund der Privatangestellten insgesamt 45 Organisationen in 20 Ländern angeschlossen, und zwar:

Belgien, Dänemark, Deutschland (5 Verbände), Finnland, Frankreich (2 Verbände), Griechenland, Großbritannien (4 Verbände), Irland, Jugoslawien, Lettland (2 Verbände), Norwegen, Oesterreich (6 Verbände), Polen (3 Verbände), Rumänien (2 Verbände), Schweden, Schweiz, Spanien, Tschechoslowakei (6 Verbände), Ungarn (3 Verbände).

Die Gesamtzahl der angeschlossenen Mitgliederzahl ist von 701.343 am 1. Jänner 1928 auf 737.468 am 1. Jänner 1929 gestiegen. Unter dieser Mitgliederzahl sind 173.754 Frauen, 32.096 männliche und 24.003 weibliche Jugendliche.

Eine Aufstellung der Mitgliedschaft nach Berufsgruppen ist nicht durchlaufend möglich gewesen, weil viele allgemeine Angestelltenverbände keine Daten über die Berufszuteilung ihre Mitglieder geliefert haben. Soweit Daten vorliegen, ergeben sie das folgende Bild:

	männlich	weiblich
Handelsangestellte	147.840	94.211
Bankbeamte	29.915	4.012
Versicherungsbeamte	16.897	4.012
Techniker	73.287	424
Werkmeister	160.005	682
Büroangestellte	53.007	26.137
Geschäftsreisende	12.382	81

Nach Ländern geordnet sind am 1. Juni 1929 die Mitgliederbestände die folgenden:

Belgien	6.647
Dänemark	12.992
Deutschland	386.678
Finnland	3.000
Frankreich	13.000
Griechenland	4.000
Großbritannien	120.103
Irland	5.000
Jugoslawien	4.012
Lettland	1.291
Niederlande	9.635
Norwegen	4.000
Oesterreich	77.591
Polen	4.837
Rumänien	927
Schweden	12.657
Schweiz	1.100
Spanien	2.500
Tschechoslowakei	56.168
Ungarn	11.400

### Der Urlaub der arbeitenden Frau.

(Von der Amisstelle St. Pölten, der Arbeiterkammer).

Die Betrachtung des sommerlichen Lebens der arbeitenden Klassen zeigt deutlich den kulturellen Aufstieg derselben, in dem Jahrzehnt nach dem Kriege. Im Sommer sieht man überall Hunderte und Aberhunderte von Männern, Frauen und Kindern, die in den Bergen, auf den Wiesen und am Strande der Flüsse, ihre freie Zeit verbringen und Sonne, sowie Wasser auf ihren Körper einwirken lassen. Das Baden und Schwimmen, das einstige Vorrecht der besitzenden Kreise und deren Körperpflege sind

### Die Förderung des Jugendwanderns.

die Sommerzeltlagerbewegung, die in den angelsächsischen Ländern eine große Rolle spielt, kann der Jugend zu den angenehmsten Ferientagen und gesunder Erholung verhelfen. Als erste Selbsthilfeaktion hat die Jugendsektion des Zentralvereines der kaufmännischen Angestellten, heuer eine Anzahl junger Menschen über das Ruhrgebiet bis nach Hamburg und Helgoland geführt. Die Reisekosten von 150 Schilling pro Person, werden durch längere Einzahlung von Sparmarken eingebracht. Es stehen auch schon Wanderungen nach Salzburg und Tirol, die natürlich bedeutend billiger sind, auf dem Programm.

Und nun zu der erwachsenen, erwerbenden Frau.

Auch der Urlaub muß, so sonderbar es klingen mag, gelernt sein; die Frau hat es leider nicht verstanden, die neue Freiheit genügend auszunutzen. Viele Frauen haben die Woche der Freizeit dazu benützt, oder richtiger mißbraucht, Extrarbeiten zu leisten, um zu einem Nebenverdienst zu kommen.

Auch die Furcht entlassen zu werden, hält viele zurück, ihre Rechte geltend zu machen. Ein Blick auf die Krankenkassenausweise zeigt es nur zu deutlich. Im Laufe des Jahres 1926 waren rund 62.000 Hausgehilfinnen krankerversichert, 8 Monate später also Ende August desselben Jahres nur mehr rund 50.000. Jede 5. Hausgehilfin wird also in den Sommermonaten, während die Dienstgeber Erholung suchen, entlassen.

Bei der verheirateten Arbeiterin, Angestellten oder Beamtin, kommt zu dieser wirtschaftlichen Schwierigkeit noch eine andere Frage. Ist es einmal so weit, daß sie eine Woche zu Hause bleiben kann, ohne gleichzeitig arbeitslos zu werden, stürmen auf sie die Sorgen des Haushaltes ein. Da sie infolge des Berufes für die Hausarbeit sonst wenig Zeit hat, widmet sie sich umso mehr dem Waschen, Reiben, Putzen, statt einmal wirklich gründlich auszuspannen.

Wie wenig die arbeitende Frau heute schon ihren Urlaub ausnützt, zeigt das Ergebnis einer im vergangenen Jahre veranstalteten Rundfrage. Ein Fachverband, der fast ausschließlich aus weiblichen Mitgliedern besteht, sandte Fragebogen aus. Aus den 180 eingelaufenen Antworten war ersichtlich, daß 117 der Schreiberrinnen urlaubs berechtigt waren. Von diesen verbrachten nur 5 Frauen den Urlaub in einem Heim der Krankenkassen, 7 Frauen benützten die Gelegenheit um zu ver wandern auf das Land zu fahren, 18 Frauen benützten sie zu größeren Ausflügen, 87 Frauen, das sind

dreiviertel der Zahl, verwendeten ihre freien Tage zur hauswirtschaftlichen Großarbeit.

zum Wohnungsausmalen, Hauschneiderei usw. Aus diesen Zahlen ergibt sich das traurige Bild, daß für die große Masse der dauerbeschäftigten Arbeiterinnen der Urlaub als Erholung eigentlich nicht existiert.

Gewiß sind die Mittel der Arbeiterinnen beschränkt und meistens ist es nur denen möglich, den Urlaub wirklich außerhalb ihres Wohnortes zu verbringen, die Verwandte auf dem Lande haben oder irgend einen sonstigen billigen Gasthof in einem Dorfe erfahren. Hier wäre also eine empfindliche Lücke auszufüllen. Urlaubshäuser für Gesunde, gibt es in Oesterreich nur für Spitzgenverdienerinnen.

### Frauenurlaubsheime auf gemeinschaftlicher Grundlage.

die nicht auf Profit, sondern auf das Prinzip der Selbstkostenfrage gestellt sind, wären zu errichten. Es ist kein Luxus notwendig, nur eine freundliche Remisade und Ernährung nach modernen Grundsätzen. In solchen Heimen könnten die Frauen auch die Führung eines muster-gültigen Großhaushaltes beobachten und lernen. Die muster-gültig eingerichteten Erholungsheime unserer Krankenkassen erwecken da den heißen Wunsch, es möge durch organisierten Zusammenschluß auch den gesunden Frauen ähnliches geboten werden.

Eine neue, aber überaus begrüßenswerte Einrichtung wären die

### Gesellschaftsreisen.

Sie werden heute auch den Minderbemittelten der arbeitenden Kreise zugänglich gemacht. Die erste Gesellschaftsreise für Arbeiter, ist im Jahre 1902 durch den Gumpendorfer Arbeiter-Bildungsverein organisiert worden. Im Laufe der Jahre wurde diese Aktion ausgedehnt. Nach dem Stiden und nach dem Norden, zu den Pyramiden und nach den deutschen Städten ging im Laufe der Jahre der gemeinsame Weg. Der Krieg unterbrach dieses Bildungs- und Erholungs-werk, welches erst im Jahre 1924 durch das

auch zum Massenbesitz der Arbeiterklasse geworden. Im Rahmen des Alltags sucht, auch die arbeitende Frau soviel Luft, Sonne, Wasser und Erholung, als ihre freie Zeit und Mittel es erlauben. Bei dieser Betrachtung muß nun auch gefragt werden, wie es jenseits dieser, in das alltägliche Stadtleben eingeschobenen Spannungsstunden, mit dem Urlaub der arbeitenden Frauen aussieht.

Bei diesen Betrachtungen muß das Augenmerk hauptsächlich 3 Gruppen zugewendet werden. Der jugendlichen Arbeiterin, der erwachsenen Erwerberrin und der selbst arbeitenden Hausfrau.

Zu den traurigsten Kapiteln der österreichischen Volksgesundheit vor dem Kriege zählte zweifellos

### das Lehrlingselend.

Sehr viele können sich noch erinnern, welcher Mißbrauch mit der Arbeitskraft der jungen Mädchen getrieben worden ist, die kaum der Schule entwachsen, für alles da sein mußten, für die schwerste Hausarbeit, Kinderwartung und tausend andere Dinge, die mit der Erlernung des Berufes in keiner Beziehung standen. Amtliche Statistiken erzählen, wie die bekannte „Wiener Krankheit“ die Tuberkulose, unter den heranwachsenden Mädchen des Arbeiterstandes gewütet hat. Noch im Jahre 1913 wurde amtlich festgestellt, daß fast die Hälfte der heranwachsenden Wiener Arbeitermädchen von der Proletarierkrankheit befallen wurden. Um diesem Zustande abzuhelfen, griff im Jahre 1918 die Wiener Gehilfenschaft bahnbrechend ein. Unter Führung des verstorbenen, unvergesslichen Nationalrates Laurenz Widholz wurde die Lehrlingerholungs-fürsorge ins Leben gerufen und der erste Transport junger Erholungsbedürftiger konnte noch im selben Jahre nach Mährisch-Trübau abgehen. Ein Jahr darauf, im Jahre 1919 erließ Ferdinand Hanusch die Volkzugsanweisung, welche den erholungsbedürftigen Lehrlingen und jugendlichen Hilfsarbeiter den 4 Wochen-Urlaub brachte.

Seit jenem ersten Transport sind 10 Jahre verfloßen. Mehr als 75.000 Pflinglinge, haben während dieser Zeit die Erholungsheime aufsuchen können. Den Mädchen stehen von den 6 Heimen ständig, leider nur 2, mit rund 700 Betten zur Verfügung. Die beiden liegen in unserem Gebiete und zwar in Wieselburg und Schloß Neulengbach.

Im Jahre 1927 waren die Heime von 4510 Lehrlingmädchen besetzt. Wer einmal die Heime besucht hat, der kann ermaßen, was den lufthungrigen Stadtmädchen durch einen solchen Aufenthalt geboten wird. In diesen Erholungsheimen finden nur leicht kranke oder erholungsbedürftige Mädchen zwischen 14 und 18 Jahren Aufnahme. Da die Krankenkassen den Hauptteil des Beitrages leisten, hat der Pflingling im Tage nur 50 bis 90 Groschen zu bezahlen. Wer keiner Krankenkasse angehört, muß das Jugendamt seiner Gemeinde um Rat fragen; die arbeitslosen Jugendlichen, welche Arbeitslosenunterstützung beziehen, müssen das zuständige Arbeitslosenamt besuchen.

Neben der statistisch festgelegten Tatsache, daß der größte Teil der jungen Mädchen in einem Zeitraum von 4 Wochen durchschnittlich 3 Kilogramm zunehmen und bedeutend arbeitsfähiger werden, ist die erzieherische Wirkung solcher Jugendheime von größter Wichtigkeit. Die geregelte Tageseinteilung, die Wochen des Gemeinschaftslebens, der Grundtag der Selbstverwaltung, der wenn auch nicht restlos durchgeführt, jedoch schon in seinen Ansätzen wertvoll ist, das alles bildet eine freundige und bleibende Erinnerung für die heranwachsenden Mädchen. Dies ist aber nur der erholungsbedürftigen Arbeiter- und Angestelltenjugend zugänglich. Viel zu wenig wird jedoch für die gesunden Mädchen und Burschen getan.

Studienreisekomitee der Zentralstelle für das Bildungswesen aufgenommen wurde. Dieses ermöglicht durch rechtzeitige kleine Vorauszahlungen, auch den schlechter entlohnerten Frauen an den vorzüglich organisierten Reisen teilzunehmen. Es freut sich, daß ein großer Teil der weiblichen Teilnehmer sich schon aus den Kreisen der Hausfrauen rekrutiert. So zum Beispiel haben an der Rivierareise des Jahres 1926, 23 Hausfrauen, aber nur 13 selbständige Arbeiterinnen, nur 6 Frauen mit freien Berufen und nur 37 weibliche Angestellte teilgenommen. Man könnte also zu der Meinung verleitet werden, daß es die Hausfrau ist, die unter allen Frauen am ehesten zu einem Urlaubsgenuß kommt. Daß dieser Schluß falsch ist, zeigt folgende Betrachtung.

Im Jahre 1925 haben 946 Männer und 925 Frauen an den Feriensfahrten der Zentralbildungsstelle teilgenommen. Unter den Frauen zählten 407 verheiratete. Es erscheint also diese hohe Zahl die bevorzugte Stellung der Hausfrau zu erweisen. Näher besehen erzählt diese Zahl eine andere Geschichte. Drei Viertel aller verheirateten Teilnehmerinnen, nämlich 301, haben die Urlaubsreisen zusammen mit ihren Männern unternommen. Das ist ein Beweis, daß für diese Zeit der Haushalt überhaupt aufgelöst war. Es verbleiben 108 Ehefrauen, aber unter diesen waren 88 beruflich tätig und haben zur Führung des Haushaltes mit ihrem Erwerb beigetragen. 18 Frauen haben, ohne selbst zu verdienen, dennoch das Geld für eine Urlaubsreise zurücklegen können. Leider waren unter diesen 18 Frauen nur 3 Frauen manueller Arbeiter. Nur drei im gleichen Jahre haben 9 Hausgehilfinnen das Wunder zustande gebracht, von ihrem kärglichen Lohn so viel zu ersparen, daß es für die blaue Adria oder für das Mittelmeer gereicht hat. Das Resultat der Betrachtung ist also:

**9 Hausgehilfinnen, aber nur 3 Hausfrauen!**

Diese Zahl zeigt uns den ganzen Kummer, der das Leben einer Arbeitermutter ausfüllt.

In der Praxis entstehen also folgende Fragen: Wo nimmt die Arbeiterhausfrau das nötige Geld für den Urlaub her? Wer betreut in ihrer Abwesenheit das Heim und die Kinder?

Sehen wir nun nach, ob die erste Frage zu lösen sei.

Die durchschnittlichen Kosten in einem nicht auf Profit geführten Frauenerholungsheim betragen 5.50 Schilling pro Tag für eine Person. Wenn man diese Summe als Mindestaufwand der Berechnung zu Grunde legt, macht das in der Woche 38.50 Schilling aus. Die notwendige Bezahlung einer Bedienerin oder einer Wartefrau erfordert pro Tag 4 Schilling, also 28 Schilling in der Woche. Urlaubskosten und der obgenannte Hausfrauenerloß würden also bei dieser Mindestberechnung 66.50 Schilling ausmachen. Schlägen wir 14 Schilling als Reisepesca dazu so ergibt sich rund die Summe von 80 Schilling als Kosten für einen einwöchigen Urlaub der selbstarbeitenden Hausfrau. Wenn die Mutter es zuwege bringt, täglich rund 23 Groschen für ihre eigene Erholung zurückzuliegen, was einer großen Anzahl von Frauen, deren Männer voll verdienen, bei einiger Einteilung möglich sein dürfte, hat sie in einem Jahre das nötige Geld beisammen.

**Ein organisiertes System von Sparmarken**

könnte dies erleichtern und eine rege Aufklärungsarbeit der bekannten Selbstlosigkeit der Mütter entgegenarbeiten. Es könnten von dieser Schicht von Frauen viel mehr Menschen sich für den Einwochenurlaub stellen, als dies heute leider der Fall ist.

Wie kommt aber die urlaubdürstige Mutter zu einer verlässlichen Wartefrau, der sie ihr Heim und ihre Kinder für die Dauer desurlaubes anvertrauen kann? Hier können zwei Wege beschritten werden. Zum ersten der des unentgeltlichen Austausch, durch den die Kosten für den Urlaub sofort sehr wesentlich heruntergedrückt würden, wenn nämlich gut bekannte Frauen die Verpflichtung übernehmen, einander zu vertreten. Warum soll eine gute Freundin, die im gleichen Hause wohnt, nicht die Vertretung der Familie und der Wohnung besorgen, wenn dafür ihr selbst einige Wochen später der gleiche Dienst erwiesen werden könnte?

Neben diesem Vertretungssystem käme dann auch der bezahlten Wartefrau in Betracht.

Da gibt es zum Beispiel einen Verein, „die Distriktskrankenpflege“, welcher Mitgliedern von Krankenkassen häusliche Hilfskräfte beistellt, wo dies die Familienverhältnisse erfordern. Leider ist diese Einrichtung bis heute nur auf Wien beschränkt. Es wäre dies ein Weg für die Zukunft,



**Lachen ist gesund.**

Sie hat leicht lachen, denn sie plagt sich nicht mehr mit ihrer Wäsche ab; sie wäscht mit Rinso und hat im Nu und mühelos die schönste Wäsche in der Nachbarschaft.

auch bei anderen Krankenkassen diese Einrichtung zu schaffen, durch die es möglich wäre, der selbstarbeitenden Hausfrau, die auf Urlaub geht, den Haushalt für diese Zeit abzunehmen. Denn eines ist klar, wirkliche Erholung wird die Mutter nur erreichen, wenn sie, von aller Hausarbeit entfernt, niemand betreuen muß. Aber erst, wenn alle arbeitenden Frauen ihr Menschenrecht auf Urlaub wirklich ausüben können, werden sie alle ihre Jugendkraft und Lebensfreude länger erhalten können.

**Die rote Jugend im roten Wien.**  
Die internationale Kundgebung der Jugend.

(Schluß.)

Nun sprach, stürmisch begrüßt, Otto Bauer:

Im Namen der deutschösterreichischen Sozialdemokratie grüße ich die Jugend der Welt. Ich grüße vor allem die, die ein ehrloser Despotismus hindert, in unsere Mitte zu kommen, die jungen Arbeiter Italiens, Litauens und Jugoslawiens. (Stürmischer Beifall.) Die Stunde wird kommen, wo auch sie über die Trümmer des gestürzten Faschismus eilen werden in unsere Mitte. In Erwartung dieser Stunde grüßen wir hier in unserer Mitte die jungen Schweizer italienischer Junge aus dem Tessin (großer Jubel), die die glorreiche Bandiera rossa in unseren Straßen singend und hier die Stellvertreter des gesamten italienischen Proletariats sind. (Großer Beifall.)

Ich grüße die Engländer: Der machtvolle Aufstieg der britischen Arbeiterpartei ist zur Stunde die Hoffnung des Proletariats der Welt.

Ich grüße die Jungen und Mädchen aus allen Gauen des deutschen Reiches: Kein Anschlußverbot der Mächtigen kann uns hindern, daß die deutsche Arbeiterklasse drüben und hüben sich eins fühle. (Stürmische Zustimmung.)

Ich grüße die jungen Genossen aus der Tschechoslowakei (Großer Beifall), aus Polen, die Sudetendeutschen in Erinnerung an Jahrzehnte gemeinsamer Kämpfe.

Ich grüße die Genossen aus Ungarn in der Hoffnung, daß die Stunde nahe ist, wo auch in Budapest wieder die rote Fahne frei wird wehen können. (Brausender Beifall.)

Ich grüße die Genossen aus Belgien in Erinnerung an die gewaltige Jugenddemonstration, die wir dort vor einem

Jahr bei dem Internationalen Kongress im letzten August gesehen haben.

Ich grüße Euch alle, Jugendgenossen, ob Ihr von den Gestaden der Nordsee oder der Ostsee kommt, des Schwarzen Meeres oder des Mittelländischen Meeres.

Vor 40 Jahren ist die Sozialistische Internationale entstanden. Heute wollen wir uns geloben, unser Leben der Aufgabe zu weihen, eine allumfassende Internationale zu schaffen, eine Internationale, die umfassen soll die stolzen Arbeiter von San Francisco ebenso wie die armen ausgebeuteten Kulis von Shanghai und Bombay, alle Kinder aller Völker umfassen soll.

Deshalb soll die Erinnerung an den heutigen Tag Eurem Leben Sinn, Ziel und Wille geben.

Vor 15 Jahren ist hier gegenüber diesem Platz in dem unseligen Gebäude auf dem Ballhausplatz von drei Grafen und drei Generalen der Beschluß gefaßt worden, die Welt in Flammen zu setzen. (Stürmische Pfuirufe.) Heute Genossen wollen wir uns geloben, daß es keinem Grafen und keinem General und keinem Kapitalisten jemals gelingen soll, uns dazu zu zwingen, daß wir die Waffen gegeneinander führen.

Genossen, vor zwei Jahren an diesem Tag ist auf diesem Platz und auf den Plätzen ringsum Arbeiterblut in Strömen geflossen. (Empörte Pfui-Rufe.) Heute fühlt sich daselbe Wiener Proletariat, das unsere Gegner damals niederwerfen zu können geglaubt haben, unbesieglich im Bewußtsein der unzerbrechbaren Waffenbrüderschaft mit den Arbeitern der ganzen Welt.

Ihr, die Jungen, die Ihr die Erben der Freiheitskämpfe aller Jahrhunderte seid, Ihr habt die Aufgabe, zu vollenden, was die Generationen vor Euch

begonnen haben. Ihr werdet das Ziel erreichen, die Vollendung sehen, daß das Kulturerbe der Menschheit allen Kindern aller Völker zu eigen sein soll.

Brausender Jubel folgte den Worten Otto Bauers.

Als letzter sprach, freudig begrüßt, der Vorsitzende der Jugendinternationale, Karl Heinz:

Es ist wahrhaftig kein Zufall, daß fünfzehn Jahre, nachdem das größte Verbrechen der Weltgeschichte begangen worden ist, sich die Jugend aller Länder Europas in solchen Massen versammelt. Darum gilt der erste Ruf, der erste Gedanke dem Kampf gegen die Barbarei des Krieges. Die Sozialistische Jugendinternationale hat immer und wird immer als ihre erste und wichtigste Lösung betrachten den Schlachtruf: Nie wieder Krieg!

Wir werden heute über den Ring in den Prater hinunter marschieren, um zu zeigen, daß die junge europäische Arbeitergeneration sich zum Sozialismus, zum Völkerfrieden bekennt. In diesem Sinn schließen wir die Kundgebung. Es lebe die Internationale Jugendinternationale! (Brausende Hochrufe.)

**Der Festzug der 50.000.**

Um halb 11 Uhr begann sich aus der Riesmenge auf dem Rathausplatz ein breites Band zu lösen: Der Festzug, der sich in musterhafter Ordnung aus der Kundgebung heraus entwickelte.

An der Spitze zieht Musik, dann ein Zug prächtiger, großer Sturmfahnen und dann die bekannten Führer der österreichischen Arbeiterbewegung und die Vertreter der internationalen Körperschaften, unter ihnen Friedrich Adler, der auf dem ganzen Wege besonders herzlich begrüßt wurde. Dann folgten die Vorstände der österreichischen und ausländischen Jugendverbände und danach als erstes Land der Zug der Deutschen.

Als der Zug in die Ringstraße einbiegt, wird er — gleich dem Fackelzug des Vorabends — mit stürmischen Jubelrufen begrüßt, die unausgesetzt dem Zug begleiten bis zur Rotunde. Das war es ja auch, was diesem Jugendtreffen in dieser Stadt sein Gepräge gab: Diese sofortige und innige Verbindung der Wiener Bevölkerung mit den herrlichen Menschen, jungen Arbeiterinnen und Arbeiterinnen, dieses Einanderliebengewinnen aus dem Gefühl reichen Wohlens.

Auf der ganzen Strecke vom Rathaus bis zur Oper war das Spalier gegen zehn Reihen stark und stellenweise viel, viel stärker. Und von da ab hielt es fünf- und achtreihig an bis zur Praterstraße; dort — es war ja darum gebeten worden, die Praterstraße freizuhalten — war es nur zwei bis drei Reihen stark, um aber in der Hauptallee wieder auf fünf und mehr Reihen anzuwachsen.

Vor dem Denkmal der Republik hält eine Gruppe mit zwei roten Fahnen Ehrenwache. Die Spitze des Festzuges kommt. Zuerst Deutschland: Die Verbände von Groß-Berlin kommen mit vielen Bezirksstandarten und Fahnen. Vor jedem Bezirk wird ein Fahnenwald, die Fahnen aller Organisationen, getragen. Nach den Berlinern kommen die Breslauer, dann die Braunschweiger, die Hamburger, blaue Jungen und Mädchen von der Waterkant. Die anderen norddeutschen Bezirke folgen: Schleswig-Holstein, Oldenburg, Hannover. Immer wieder wird im Sprechchor gerufen: Nie wieder Krieg! Und nie wieder Krieg ist auch auf unzähligen Standarten und Tafeln zu lesen. Jetzt kommen die Sachsen.

Der Bezirk Bremen schließt sich an die Sachsen an, dann der niederrheinische Bezirk, Dortmund: das rote Ruhrgebiet. Bielefeld folgt, Frankfurt am Main. Eine starke Gruppe aus dem besetzten Rheinland, Wiesbaden, dann die Teilnehmer aus Hessen-Darmstadt, von denen jeder zweite oder dritte seine Fiedel oder Laute mitgenommen hat, Hessen-Kassel, Baden, die Württemberger mit einer ungeheuren roten Fahne, die das alte württembergische Landes-

wappen zieht, der Kreis Oberbayern-Schwaben, dann unsere Nachbarn: die Regensburger und die Franken sowie Nürnberg. An sie schließt sich eine starke Gruppe aus der bayerischen Rheinpfalz: Ganz Süddeutschland ist ein Zug. Noch ein großes, wichtiges Industriegebiet fehlt: das schlesische Kohlengebiet. Da sind sie schon, die jungen Berg- und Hüftenarbeiter von Oberschlesien und aus dem Görlitzer Bezirk. Den Abschluß des deutschen Zuges bilden die Thüringer. Weit über fünfzehntausend Teilnehmer sind an uns vorbeimarschiert. Aber es war nur der erste Teil des Festzuges.

Eine Musikkapelle führt die Verbände aus der Tschecho-Slowakei an. Der Zug wird geführt von dem weißhaarigen Abgeordneten Habermann, der aber nicht weniger stramm marschiert, nicht weniger fröhlich dreinschaut als die jungen tschechischen Mädchen und Burschen, die er anführt. An die tschechoslowakischen Gruppen schließt sich der Weltverband der jüdisch-sozialistischen Arbeiterjugend Poale-Zion an. Besonderer Jubel begrüßt die kleine, stramme Gruppe aus Jugoslawien. Lachend, siegesbewußt marschieren sie. Ihnen folgen einige Russen, Mitglieder der sozialdemokratischen Partei Rußlands, der Menschewiki. Die Letzten folgen mit den blendend weißen Seemannskappen, die Esten und Finnen. Nur die Litauer fehlen, die der Tyrann

Woldemaras noch immer unterdrückt. Die Polen kommen, stramm, frisch, alle mit herrlichen hellblauen Kleidern.

Dann ein Wald bunter, fröhlicher Fahnen: Die Holländer, übermütig singend, lachend. Dann die Schweizer, eine starke Gruppe aus dem roten Zürich, die Tessiner. Die Schweden mit ein paar Mädchen in den alten Bauerntrachten. Die Dänen, alle in blauen Kitteln. Nach ihnen die belgischen Jungen Gardes und der flämische Arbeiter-Jugendverband mit seinen bunten Fahnen. Dann kommen einige Vertreter der französischen sozialistischen Jugend, hinter ihnen bulgarische Jungsozialisten. Dann die Rumänen und Ungarn.

Der Zug der internationalen Studentensöderation folgt. Nach den Studenten kommen die Roten Falken. Weit über zweitausend. Dann der Zug der Sozialistischen Arbeiterjugend Deutschlands. Zuerst die Bundesländer, dann die Jugendgruppen der freien Gewerkschaften und die Arbeitersportler in bunten Dressen.

Immer noch neue Kolonnen rücken an: die Wiener Arbeiterjugend. Drei Stunden dauerte der Vorbeimarsch, an dem 50.000 junge Arbeiter und Arbeiterinnen teilgenommen haben. Er stand im Zeichen zweier großer politischer Ideen: Nie wieder Krieg! und Internationale Verbundenheit aller arbeitenden Menschen!

## Vor Gericht.

### Die „Funde“ einer Zigeunerbande.

Schöffenseat, den 18. Juli. Vorsitzender Oberlandesgerichtsrat Dr. Rieß. Der Zigeuner Johann Ruzicka ist angeklagt, verschiedenes gestohlen zu haben. Bettelnd von Dorf zu Dorf zog er mit seiner Bande und wo es leicht ging, ließen sie etwas mitgehen. Da ein Hundel, dort eine Uhr, dort einen englischen Dackel und anderes mehr. Er war derjenige, der die Sachen mitnahm, die Frauen aber trugen sie, ob's jetzt lebendiges oder lebloses Gut war, unter ihrer Röcke davon, bis sie endlich erwischt wurden und dadurch ein Teil ihrer Missetaten entdeckt wurde. Während sich die Frauen nur wegen Uebertretung zu verantworten hatten, mußte sich Ruzicka wegen Verbrechens verantworten. Auf die Frage, wie alt er sei, antwortete er: „Ich weiß nicht.“

Vorsitzender: „Es ist das Jahr 1884 angegeben stimmt es?“

Angeklagter: „Weiß nicht, ist aus Zettel genommen.“

Vorsitzender: „Welchen Weg seid Ihr gegangen?“

Angeklagter: „Weiß nicht, geh, wo Weg ist.“

Vorsitzender: „Wer hat das Hundel genommen?“

Angeklagter: „Weiber ham's g'funden.“

Vorsitzender: „Die anderen Sachen habt's auch gefunden!“

Der Angeklagte gibt alles zu, nur den Diebstahl der Uhr und den an dem Dackel will er in Abrede stellen. Den Dackel habe er von einem „Unbekannten“ um einen Schilling gekauft, weil er angeblich krank war; er wollte ihn gesund machen und dann weiterverkaufen. Der Besitzer des Hundes als Zeuge erzählt, daß das Tier mindestens hundert Schilling wert sei, daß nach dem Abgang des Hundes ihm sein Bruder erzählt habe, er hätte Zigeuner gesehen, die etwas unter den Röcken getragen haben, das sich bewegt hat und vermutete darin den Hund, und wie es sich herausstellte, war diese Vermutung auch richtig.

Vorsitzender: „Der Angeklagte sagt, das Tier wollte nichts fressen?“

Zeuge: „Das Viecherl war, wie ich es gekriegt habe, in sehr gutem Zustand.“

Dr. Rohmann als Verteidiger deutet in seinem Plaidoyer auf das psychiatrische Gutachten über die Zigeuner im Kaisauer Zigeunerprozeß hin, das die Zigeuner in ihrer Psychose als Kinder hinstellt, die sich nehmen, was ihnen gefällt und bittet um eine milde Strafe. Der Gerichtshof spricht den Angeklagten schuldig und verurteilt den schon oft Vorbestraften zu drei Monaten Kerker und Landesverweisung.

### Das Spiel...

Wilkald R., ein kaum 20jähriger Schmiedegesse, ist ein leidenschaftlicher Spieler

und hatte seinen ganzen Lohn im Spiel verloren, bis er endlich auf die Idee kam, um seiner Leidenschaft fröhnen zu können, sich das Geld auf unredliche Weise zu verschaffen. Er probierte es einmal und als ihm der Diebstahl gelang, war sein Schicksal besiegelt. Am 18. Juli hatte er sich, weil er sich des Verbrechens des Diebstahls schuldig gemacht hatte, vor dem hiesigen Schöffenseat zu verantworten. Er gibt seine Diebstahle zu und zeigt offensichtliche Reue. Daß er je noch einmal sich an fremdem Gut vergreifen werde, bestreitet er entschieden.

Vorsitzender: „Sie müssen bedenken, daß Sie dann nicht einmal Meister werden können. Bleiben Sie brav und verüben Sie nicht Sachen, wo sich Ihr Vater vor Schmerz über sein Kind im Grab umdrehen würde.“

Die Strafe, ein Monat Kerker, ist bei ihm durch die Untersuchungshaft verbüßt.

### Die „kaiserlich-königliche“ Erlaubnis.

Paula R. hat schon viele Jahre einen Gewerbechein, mit welchem ihr erlaubt wurde, alle möglichen Abzeichen zu verkaufen. Bis sie einmal abgestraft wurde, weil sie bei einer Feier sich unter die „Komitedamen“ mischte und unter diesem Deckmantel (für das Festessen wurde der Verkauf kleiner Abzeichen veranstaltet) für sich ihre Abzeichen verkaufte. Ein anderesmal machte sie ihr großartiges Geschäft bei einer goldenen Hochzeit, wo sie wieder ihre Ware mit oft großen Ueberzahlungen anbrachte, weil sie vorgab, daß der Reingewinn dem Jubelpaar gehöre. Nun wurde ihr der Gewerbechein entzogen. Aber Paula R. konnte ohne Geschäft nicht mehr leben und fälschte den Gewerbechein und verkaufte in Einverständnis mit ihrem Mann Firmungsandenken. Sie wurde erwischt und von der Staatsanwaltschaft des Verbrechens des Betruges angeklagt. Paula R. macht vor dem Gericht einen krankhaft nervösen Eindruck. Ihren Mann hat sie nicht viel reden und lacht bald weint sie hysterisch. Dem Vorsitzenden hält sie immer wieder einen Schein vor, worin steht, daß sie berechtigt ist, zum Kaiserjubiläumsefest Festabzeichen zu verkaufen.

Angeklagte: „Und das war eine kaiserlich-königliche Erlaubnis!“

Schöffenseat läßt sie niemand.

Vorsitzender: „Sie sind von den vielen Anpreisungen Ihrer Ware so nervös, daß Sie immer reden müssen.“

Paula R. wird schuldig gesprochen und zu einem Monat Kerker verurteilt, während ihr Mann, der unbescholten ist, zu einer Woche strengem Arrest mit zweijähriger Bewährungsfrist verurteilt wird.

## Der große Geidenrummel

wird fortgesetzt und sind reizende Neuheiten eingelangt

U. Roth

Ferd. Krammer  
St. Pölten, Linzerstraße 1

## Aus der „Volkswacht“ vor 10 Jahren.

Aus Nummer 30, vom 24. Juli 1919:

Die Uebergabe der deutschösterreichischen Friedensbedingungen. Der vollständige Friedensvertrag wurde am 20. Juli der deutschösterreichischen Delegation um 12 Uhr mittags vom Generalsekretär der Konferenz Dutasta dem Staatskanzler Dr. Renner in Saint Germain ohne weitere Formalität übergeben.

Die Blockade gegen Ungarn bleibt aufrecht. Eine zweite Beilage des Vertrages fordert Deutschösterreich zu der Verpflichtung auf, Einfuhr, Ausfuhr und Transitverkehr aller Waren zwischen Deutschösterreich und Ungarn zu verhindern, bis der Vertrag zwischen Ungarn und den alliierten und assoziierten Regierungen abgeschlossen sein wird.

demokraten wollen die Kinder nicht in die Schule gehen und die Jugend ganz verrotten lassen, dagegen müsse mit aller Macht angekämpft werden. Jetzt sammeln sie Unterschriften, aber wie? Es wird abgelauert, wann der Mann nicht zu Hause ist. Die Frau wird dann überredet, daß sie sich nicht nur selbst, sondern auch für ihren Mann unterschreibt. Wie wir von zwei Seiten erfahren, ist die eine List die, daß man den Leuten einredet, auch der Genosse Lampl habe einen solchen Bogen und gehe sammeln. Man will den Frauen weismachen, daß es sich um eine Aktion unserer Organisation handelt. . . . Ich erkläre, daß ich mit dieser Aktion nichts gemein habe und es mir verbiete, meinen Namen für einen klerikalen Schwindel zu mißbrauchen.

Markersdorf. (Ein heikler Großbauer.) Nach drei fleischlosen Wochen ist am Samstag, den 12. ds., wieder Fleisch ausgegeben worden. Der Großbauer Gwis aus Neundorf ließ sich ebenfalls eine Portion durch einen Knaben holen, schickte aber das Fleisch sofort zurück mit der Botschaft: „Das soll die Frau Kraus (die Fleischhauerin) selber fressen“. Wir Nichtselbstverfänger waren froh, nach drei Wochen wieder einmal Fleisch zu bekommen, wenn es auch von einer Kuhgroßmutter stammte, von der man natürlich keine Kalbschnitzeln verlangen kann. Wenn nun der Herr Gwis schon seines Geselchtes überdrüssig und so verrohnt ist, daß ihm das jegliche Rindfleisch nicht schmeckt, so soll er halt seine Hendeln, Enten und Gansel selber essen und nicht um teures Geld den Schleichhändlern verkaufen. Uns aber kann er ruhig das Rindfleisch überlassen.

### Stechenpferd-Lilienmilch:

Das Toilettewasser schöner Frauen; seine kosmetischen Angenehmheiten geben der Haut Frische und jugendliche Spannung. (In jeder Feinprobe erhältlich.)

Wie die Christlichsozialen die Lage Deutschösterreichs erschweren. Die „Reichspost“ hat in ihrem Morgenblatt vom 13. Juli einen Artikel gebracht, der heftige Angriffe gegen Italien und dessen Königshaus enthielt. Dieser Artikel hat nun zu nachdrücklichen Vorstellungen des italienischen Gesandten beim Staatsamt des Außenwesens geführt, wodurch letzteres veranlaßt wurde, in einer an den Gesandten Prinzen Livia Borghese gerichteten Note zu erklären, daß die deutschösterreichische Regierung, die sorgsam alles vermeiden wolle, was die Gefühle der italienischen Nation verletzen oder den guten Beziehungen zu Italien, die sie pflegen wolle, abträglich sein könnte, die in Rede stehenden Angriffe gegen Italien ernstlich mißbillige und aufrichtig bedauere, daß ein solcher Artikel erscheinen konnte.

Ehrfame Bürger als Hessler. Daß die Unsicherheit des Eigentums derart um sich greift, wie wir es in St. Pölten schauernd mit jedem Tag erleben, ist nicht nur auf die allgemeine Verlotterung zurückzuführen, die der Krieg bewirkt hat und die bürgerlichen Zeitungsschmierer als den „Seelenaufschwung“ verherrlicht haben, sondern auch darauf, daß jene Kreise aus der Hesslererei ein Gewerbe machen, die vom „gewöhnlichen“ Volk das voraus haben, daß sie zahlen können und sich daher zur „besseren Gesellschaft“ zählen.

Wir haben in unserer letzten Nummer berichtet, daß eine Gastwirtin wegen Hesslererei verhaftet worden ist, weil sie von einer Einbrecherbande gestohlene Waren angekauft hat. Diese Bande stahl ganz geschäftsmäßig alles, was nur irgendwie erreichbar war, zusammen, machte die ganze Gegend unsicher und setzte die Leute bei „angeesehenen“, weil zahlungsfähigen Bürgern, in der Stadt ab.

Freiland. (Klerikale Schwindler.) In den letzten Tagen betrieben die Christlichsozialen eine rege Agitation. Sie sammeln Unterschriften gegen das neue Schulgesetz. Schon vor den Gemeinderatswahlen wurde den gläubigen Wählern vorgelogen, die Sozial-

Bei nervösen Schmerzen, Kopfschmerzen, gichtischen und rheumatischen Schmerzen sind Logal-Tabletten unübertroffen. Die Wirkung tritt unmittelbar ein, keine schädlichen Nebenwirkungen. Fragen Sie Ihren Arzt. — In allen Apotheken. — Preis S 240.

Hege gegen die Naturfreunde. Die Errichtung des Naturfreundehauses in Kolm-Saigurn am Fuße des Sonnblicks hat dem ganzen Raurisertal wirtschaftlichen Aufschwung gebracht. Das wird auch von der anständigen, werktätigen Bevölkerung des Tales restlos anerkannt. Nur die politischen Gegner der Arbeitertouristen können es nicht verkraften, daß die ländliche Bevölkerung in den roten Wienern, die nach Kolm-Saigurn wandern um ihren Urlaub in der Natur zu verbringen, nicht mehr die verkindeten Schreckgespenster sieht und ihre Einstellung zu den Naturfreunden und den Arbeitertouristen demgemäß eine starke Aenderung erfahren hat. Es wird nun mit allen möglichen Verleumdungen und Hegmitteln versucht, von dem Besuche des Naturfreundehauses abzuhalten. Besonders der Besitzer des Bodenhauses, Herr Seidl, treibt es in dieser Beziehung sehr arg. Selbstverständlich wird den Herren im Raurisertal diese ganze Hege nichts nützen, allen Naturfreunden und Besuchern des Tales und des Naturfreundehauses sei der Rat erteilt, Mitteilungen, Auskünfte im Raurisertal nur von Mitgliedern der dortigen Ortsgruppe Rauris oder nahestehende Personen entgegenzunehmen.

### ESSET ÄHRENBROT

# Aus der Kreisstadt des Viertels ober dem Wienerwalde

## Aus der Partei.

**Sektion 16. (Schwerer Verlust.)**  
Die Sektion 16 der Bezirksorganisation St. Pölten-Stadt hat in der letzten Zeit zwei brave und langjährige Genossinnen durch den Tod verloren. Am 7. Juli starb plötzlich die Genossin Josefine Bugl an einem Herzschlag, am 18. Juli machte der Tod einem langen schwerem Leiden der Genossin Marie Rath ein Ende. Den Familien der beiden Genossinnen wendet sich die innigste Anteilnahme der gesamten Bevölkerung, vor allem aber der Parteimitgliedschaft der Sektion 16 zu. Ehre ihrem Andenken!

**Viehofen, Sektion 17.** Es findet das große Volksfest aus technischen Gründen nicht am Sonntag, den 4. August statt, sondern am Sonntag, den 11. August, (bei schlechtem Wetter am 18. August), in Herrn Franz Zusters Gasthausgarten. Musik besorgt die Kapelle „Mephiso“. Verschiedene Volksbelustigungen. Mitwirkende Vereine: Arbeiter-Gesangverein und Turnverein Viehofen. Eintritt im Vorverkauf 50 Groschen, an der Kassa 1 Schilling. Die Mitglieder und Freunde der Arbeiterschaft werden deshalb neuerdings eingeladen, diese Arbeiter-Veranstaltung zu besuchen.

## Die Arbeitslosigkeit in den politischen Bezirken St. Pölten-Stadt und St. Pölten-Land.

Die statistischen Aufzeichnungen ergaben für den Stadtbezirk St. Pölten mit 15. Juli 1929 einen Stand von insgesamt 1505 Arbeitslosen, darunter 610 weiblichen. Hieron stehen im Bezug der Unterstützung 1150 Personen, von denen 464 Frauen sind.

Im Vergleich zum Stand vom 30. Juni d. J. ergibt sich eine Abnahme um 67 Arbeitslose, gegenüber dem Stand vom gleichen Stichtag des Vorjahres erscheint er diesmal um 76 niedriger.

Gegenüber dem letztberichteten Stand weist die Lage des Arbeitsmarktes im Stadtbezirk demnach wiederum eine Besserung auf.

Der Stand der Arbeitslosen verteilt sich auf fast alle Berufsklassen, doch stellen das Baugewerbe einschliesslich seiner Nebengewerbe, wie Zimmerer, Maler und Anstreicher, Dachdecker u. dgl., ferner die metallverarbeitende Industrie und die Textilindustrie das Hauptkontingent.

Außer dem Stadtgebiete St. Pölten umfaßt der Sprengel des Arbeitslosenamtes St. Pölten noch den politischen Bezirk St. Pölten-Land mit den Gerichtsbezirken St. Pölten, Herzogenburg und Kirchberg und den Gerichtsbezirk Markt des politischen Bezirkes Melk.

Einschliesslich der aus diesen Gebieten gemeldeten Arbeitslosen beträgt der Stand vom 15. Juli 1299 beim Arbeitslosenamt St. Pölten 3120 Personen insgesamt, darunter 1219 weiblichen, von welchen 2318 Arbeitslose und hievon 890 Frauen, im Bezug der Unterstützung stehen.

Im Landbezirk ergibt sich gegenüber dem Stand vom 30. Juni 1929 eine Abnahme um 113 Arbeitslose insgesamt, bzw. um 12 weibliche.

Daß letztere Zahl höher ist, erklärt sich aus dem Umstand, daß viele der von der Unterstützung ausgesteuerten Arbeitslosen (meist Frauen, deren Männer in Arbeit stehen) noch zur Vermittlung vorgemerkt bleiben.

Der Abbau der Arbeitslosigkeit liegt im Interesse aller. Die Arbeitsnachweisstelle

St. Pölten vermittelt völlig kostenlos und überall hin Arbeitslose jeder Berufsart. Die Vermittlung ist eine unparteiische und wird die Tätigkeit des Amtes von einem paritätischen Ausschuss, der sich zu gleichen Teilen aus Vertretern der Arbeitgeber und Arbeitnehmer zusammensetzt, überwacht.

Das Arbeitslosenamt St. Pölten ist täglich von 8 Uhr früh bis 1 Uhr mittags und von 3 bis 5 Uhr nachmittags geöffnet und unter Telefonnummer 107 erreichbar. Auch christliche Vermittlungsaufträge werden entgegengenommen und unter tüchtigster Berücksichtigung der Wünsche der Arbeitgeber und der Qualitäten der Stellenjuchenden durchgeföhrt.

## Deine Strümpfe kauf bei Wild

### Aus dem städtischen Museum.

Die städtischen Sammlungen wenden sich an die Bewohner von St. Pölten mit einer Bitte: Das Museum hat seit einiger Zeit Bilder und Stadtpläne aus drei Jahrhunderten zur Schau gestellt und vermag so in fast fortlaufender Folge die Entwicklung und Umbildung des Stadtbildes zu zeigen. Noch klaffen aber in dieser Reihe einige bedauerliche Lücken. So ist es z. B. noch immer nicht gelungen, aus der Neunzigerjahre des vergangenen und aus dem ersten Jahrzehnt des jetzigen Jahrhunderts einen Stadtplan aufzutreiben, obwohl gerade dieser Zeitraum für die Entwicklung des St. Pöltners Stadtbildes von geradezu entscheidender Bedeutung war und daher unbedingt vorgeführt werden müßte. Man kann überzeugt sein, daß sich Karten aus diesen Jahren noch hie und da auffinden lassen, wenn man sich die Mühe nehmen wollte, in ein paar Läden nach älteren Schulautanten oder Reiseführern zu suchen. Das städtische Museum bittet um die Unterstützung dieser seiner Bestrebungen. Spenden oder Leihgaben übernimmt die Magistratsabteilung V (Rarmeliterhof, ebenerdig).

Wegen Generalreinigung ist das städtische Dampf-, Wannen- und Brausebad in der Schießstapfpromenade 24 in der Zeit vom 30. Juli bis 26. August 1929 gesperrt. Die Wiedereröffnung des Bades erfolgt am 27. August 1929.

## Wissen sie noch, wie Grossmutter



früher die Regentonne aufstellte, um weiches Wasser zum Waschen zu haben? Regenwasser ist weich, es erhöht die Schaumkraft des Waschmittels.

Wie Regenwasser so weich wird hartes Leitungswasser durch Henko Haus- und Wäschesoda. Geben Sie vor der Bereitung der Persillösung einige Handvoll Henko in den mit kaltem Wasser gefüllten Waschkessel. Sie erhalten eine gut schäumende, waschräftige Lösung und nutzen das Waschmittel voll aus!

## Henko Haus- und Wäschesoda

**Kreiskrankenkasse St. Pölten.** Im Monat Juni 1929 waren 5475 Mitglieder im Krankenstande, wovon 2729 vom Vormonat übernommen und 2746 zugewachsen sind. Hieron sind 2500 Mitglieder genesen und 25 gestorben, so daß weiterhin noch 2950 Mitglieder am Krankenstande verbleiben. In Kurorten waren 116 Mitglieder untergebracht. Im abgelaufenen Monat wurde an 104 Mitglieder Zahnersatz verabsolgt. Im obigen Zeitraum wurden betriebsmäßig verausgabt: An Krankengeldern S 127.516,81, Mutter- und Kinderzuschüssen (Schwangerschafts- und Wöchnerinnenunterstützungen, Stillprämien und Hebammenentschädigungen) 14.149,80, Arznei- und Krankenkontrollkosten 60.981,15, Medikamenten- und Heilmittelkosten 18.306,77, Spitalverpflegs- und Transportkosten 33.474,82, Begräbnisgeldern 4.225,—, Familienversicherung 7.208,80, Rekonvaleszenz- und Heilfürsorgekosten —, Zahnbehandlungskosten 6.400,—, zusammen S 272.383,15. Aus dem außerordentlichen Unterstützungsfonds S 23.948,60, betriebsmäßig verausgabte die Kasse seit 1. Jänner 1929 S 1.831.811,08. Gesamtbetriebsumsatz im Monat Juni 1929 S 2.136.550,43. Abgeführt wurden im Monat Juni 1929. An Arbeitslosenversicherungsbeiträgen S 202.206,83, Zuschlägen zur Arbeitslosenversicherung 66.775,01, Arbeitsvermittlungsbeträgen 6.991,51, Kammerbeiträgen 5.600,85, Siedlungsfondsbeiträgen 1.327,17, Altersfürsorgebeiträgen der Arbeiter 53.921,83, Altersfürsorgebeiträgen der Hausgehilfen 2.879,21.

### Von den Feuerwehren.

18. Juli, 19 Uhr 10. Dompfah 10. Brandvermutung infolge verschlagenen Rauches.

19. Juli, 9 Uhr 40. Brunnengasse 10. Metallgießerei Hausmann. Brand des Reduzierventiles einer Sauerstoffflasche infolge Rückschlages während des Betriebes einer Anlage zum autogenen Schweißen. Durch die Stichflamme wurde eine Holzplatte entzündet und war die Drosselgasflasche arg gefährdet. Bei Eintreffen der Feuerwehr war der Brand bereits durch Angestellte gelöscht.

Wohnbauförderung und Bausparen. Das heimische, auf dem Gebiete des heimischen Bausparwesens stehende Institut, die „Sparbankkassen österreichischer Bausparer“ Wien, I., Wallnerstraße 6a, veranstaltet am 25. Juli 1929 einen allgemein zugänglichen Vortrag über das Thema:

### Rundmachung.

Im Sinne des Gemeinderatsbeschlusses vom 11. Juli 1929 wird vor Anschluß einer von einem konz. Elektrotechniker ausgeführten elektrischen Licht- oder Kraftanlage an das städtische Stromnetz die Anlage durch Organe der städtischen Elektrizitätswerke überprüft und hiefür eine Gebühr in folgender Höhe eingehoben:

a) Lichtanlagen: Von 1 bis einschliesslich 5 Ausläufen S 2,—, für jeden weiteren Auslauf S —40.

b) Kraftanlagen: Bis zu 2 KW Anschlußwert S 4,—, bis zu 5 KW Anschlußwert S 6,—, bis zu 10 KW Anschlußwert S 8,—, bis 20 KW Anschlußwert S 10,—. Sämtliche Preise verstehen sich inklusive Warenumsatzsteuer.

## Was die St. Pöltners Bolzbel berichtet.

**Vorsicht mit Schusswaffen!** Der in der Passauerstraße 45 wohnhafte Schuhmachermeister Leopold W. handelte am 16. d. M. um zirka 8 Uhr abends in seiner Wohnung mit einer Steyrerpistole derart ungeschickt, daß sich die Waffe entlud und ihm das Projektil in den Unterleib eindrang. Er wurde in schwerem verletztem Zustande in das allgemeine Krankenhaus überführt.

**Ein teures Bad.** Am 17. d. M. gegen abends wurde der Margarete 3. am Traisenufer, unweit der Aler Wehr, aus ihrer Handtasche, die sie bei ihren Kleiderlegen hatte, eine goldene Armbanduhr mit schwarzem Band in der Größe eines 10-Groschen-Stückes, mit goldenem Zifferblatt und arabischen Ziffern (glattes Gehäuse), im Werte von zirka 60 Schilling durch unbekanntes Täter gestohlen.

**Diebsbente.** Der Brandtauerstraße 2 wohnhafte Friedrich B. fand am 17. d. M. in seinem Bodenabteil, das er schon durch 6 Wochen nicht betreten hatte, einen Seidenschal, ein weißes, kleines Ruderleibchen, eine rot und weiß gestreifte Kaffeeserviette, 5 weiße Leinenhandtücher, neu, 3 weiße Sacktücher mit 8 dünnen Klaffreifen, sieben weiße neue Sacktücher mit 8 braunen Streifen, 2 weiße Leinentischtücher, sämtliche Wäschestücke ohne Marke. Es dürfte sich um eine Diebsbente handeln, die der Dieb aus irgend einem Grunde loshaben wollte und daher einfach in das besagte Bodenabteil hineinwarf.

**Ein Dieb aus Landeck in St. Pölten verhaftet.** Am 16. d. M. um 2.30 Uhr nachts wurde das Stadtpolizeiamt durch das Bahnhofsgendarmerie-Kommando Amstetten davon verständigt, daß mit dem um 3.26 Uhr in St. Pölten ankommenden Zug zwei Männer eintreffen würden, die dringend verdächtig erscheinen, in Landeck bei einem Landwirt einen Diebstahl verübt zu haben. Als der Zug ankam, bezeichnete der Schaffner dem auf dem Bahnhofe postierten Wachbeamten die beiden verdächtigen Personen. Während der eine

In Nr. 32 beginnen wir mit einem neuen Roman von Luise Westkirch.

Wir stellen mit dieser Schriftstellerin unseren Leserinnen und Lesern niemand Neuen vor, allen ist noch der Roman in unserer Unterhaltungsbeilage „Die Quelle“, „Das Gespensterloch“ in Erinnerung. Der Roman

## LÄMMER UND GEIER von Louise Westkirch

wird unserer Leserschaft wieder viele vergnügliche Feierabendstunden bieten.

von den beiden mutmaßlichen Einbrechern verhaftet werden konnte, gelang es dem anderen, durch ein geschicktes Manöver auf die entgegengesetzte Seite des Zuges zu gelangen und, trotzdem der Wachbeamte Cerny sofort die Verfolgung aufnahm, in der Richtung gegen den Güterbahnhof zu entkommen. Der Angehaltene ist mit dem Hilfsarbeiter Josef Kain, 24 Jahre alt, unsterben Aufenthalt, identisch. Er hatte in den Socken einen Betrag von 145.66 Schilling verwahrt, über dessen Herkunft er keine einwandfreien Angaben zu machen vermochte. Den Flüchtigen will er in Waidhofen a. d. Ybbs getroffen haben und will ihn nicht weiters kennen. Wie der Gendarmerieposten Landeck berichtet, sind die beiden in ein Bauerngehöft eingedrungen und haben dort einen Geldbetrag von 300 Schilling und eine neue Hose gestohlen.

Wollen Sie Fahrräder, Nähmaschinen, Motorräder gut und billig kaufen, dann besuchen Sie das bekannte Fahrradhaus Strobl, Sankt Pölten, Schießstattpromenade 9 (Gartenstraße.)

**Der Wohnungsdieb ausgeforscht.** Wie letzthin berichtet wurde, ist der Pensionistengattin Maria S. am 8. Juli l. J. gegen 20 Uhr von ihrem Küchenschlüssel weg ein Handtäschchen mit 180 Schilling Bargeld sowie einer silbernen Lorgnette und einer zirka eineinhalb Meter langen vergoldeten Kette, zwei Paar neuen Handschuhen und einem Paar grünen Schutzgläsern als Inhalt gestohlen worden. Kriminalbeamter Peer forschte als Täter aus den Hilfsarbeiter Franz Mazi, 30 Jahre alt, St. Pölten, Ober-Wagram, Purkersdorferstraße wohnhaft. Mazi gestand den Diebstahl auch ein, gab aber an, nur die 80 Schilling in dem Täschchen vorgefunden zu haben, während er die 100-Schilling-Note, die auch tatsächlich in einem anderen Fach gesteckt hatte, nicht bemerkt haben will. Das Geld habe er noch am selben Tage mit zwei auf der Durchreise befindlichen Burschen in verschiedenen Gasthäusern verzecht. Schließlich, gibt Mazi an, sei er mit dem Monteur Josef Kropen aus Agram und mit dem Schneidergelhilfen Bartunek aus Wien zum Traisenufer gegangen, wo er unter der Wirkung des genossenen Alkohols eingeschlafen sei. Als er wieder erwachte, seien die beiden Burschen und mit ihnen die gestohlene Handtasche verschwunden gewesen. Kropen und Bartunek, die somit im Verdachte standen, ihrerseits den Dieb bestohlen zu haben, konnten am 18. d. M. verhaftet und an das Kreisgericht überstellt werden.

**Lebensmüde.** Der 26jährige Hilfsarbeiter Johann Ecker aus München, der bei einem Schausteller auf dem Stadtmeyrplatz bedienstet war, hat am Sonntag, den 21. d. M., die Tochter eines anderen Schaustellers, die 18jährige Anna P., entführt. Anna P., die in der Nacht von Samstag auf Sonntag spurlos verschwunden war, hinterließ einen Brief, der auf Selbstmordabsichten schließen läßt. Auch hat Ecker vor kurzem einen Revolver gekauft und einer bei den Schaustellern angestellten Frau gesagt, es werde sich bald am Stadtmeyrplatz eine Tragödie abspielen; wenn er das Mädel, die Anna P., nicht bekomme, so würden sie beide sterben.

**Ein Auto kippt um.** Am 16. d. M. um 10.45 Uhr fuhr der Reisende Josef Neufeld mit seinem dreirädrigen Auto (Rirus) A—L—262 über die Bundesstraße, Richtung Traisnerbrücke. An der Straßenkreuzung Rakersdorf—Wagram kippte das Fahrzeug beim Nehmen der Kurve um und Neufeld sowie zwei Mitfahrer wurden aus dem Vehikel hinausgeschleudert. Dabei ging die Windschutzscheibe in Trümmer und es erlitten der Pferdehändler Johann R. sowie Neufeld selbst durch die Glassplitter Schnittwunden an Armen und Beinen. Der dritte Insasse des Gefährtes blieb unverletzt.

**Ein Motorradwütling.** Am 17. d. M. um 23.45 Uhr machte der Kaufmann Josef S. im Hauptwachzimmer die Mitteilung, daß bei Gerersdorf wi-

schen dem Kilometerstein 67 und 68 ein Motorradfahrer niedergestossen wurde. Gegen 23.50 Uhr wurde dann von Oberwachmann Dfner der Zuckerbäckerlehrling Anton S. beim Linzertor deshalb angehalten, weil er mit dem Motorrad B—XXV—539 stadteinwärts fuhr, ohne daselbe beleuchtet zu haben. S. wurde zum Amte gebracht und dabei stellte sich heraus, daß er es war, der mit seinem Motorrad bei Gerersdorf den in Eichberg 8 wohnhaften Maurer Franz M., als dieser mit seinem Rade quer über die Straße fahren wollte, angefahren und zu Boden geschleudert habe. M., der nicht unerheblich verletzt wurde, war mittlerweile in das Krankenhaus überführt worden. Der schuldtragende Motorradfahrer Anton S. hatte bei dem Zusammenstoß nur leichte Verletzungen an beiden Händen und Füßen erlitten.

**Autozusammenstoß.** Am 17. d. M. um 22.45 Uhr fuhr der Autotaxibesitzer Heinrich H. mit seinem Personenauto, Type Daimler, B—XXV—87, von den Stadtsälen kommend, in der Heßstraße stadteinwärts, während zur gleichen Zeit der Chauffeur Karl H. mit dem Personenauto B—XXV—311, von der Linzerstraße kommend, in der Schießstattpromenade, Richtung Bahnhof, fuhr. Bei der Straßenkreuzung Heßstraße—Schießstattpromenade stießen beide Autos zusammen, wodurch dieselben ganz erheblich beschädigt wurden. Die Insassen der Fahrzeuge erlitten nur kleinere Verletzungen. Ueber polizeiliche Veranlassung machte der Photograph Theodor Fuchsel eine Blitzlichtaufnahme von den beiden schwer beschädigten Fahrzeugen. Nach Angaben von Passanten hat der Chauffeur H. vor der Straßenkreuzung gepußt. Nach Angaben des Fahrgastes des H. soll aber auch dieser das Hupensignal gegeben haben. Der am Wölkchen Dienst verkehrende Wachbeamte erklärte jedoch, nur ein Hupensignal und gleich darauf das durch den Zusammenstoß verursachte Krachen vernommen zu haben.

Sommerversauf zu staunend billigen Preisen, so lange der Vorrat reicht, im Schuhhaus Siegfried Kohn, St. Pölten, Linzerstraße 3.

**Auch ein Pferdewagen umgekippt.** Am 18. Juli l. J. um 18.45 Uhr fuhr der in Brinzersdorf Nr. 10 wohnhafte Wirtschaftsbesitzer Franz P. auf seinem mit einem Pferde bespannten Wagen in Begleitung seiner Gattin und seines 5jährigen Sohnes, von der Traisnerbrücke kommend, stadteinwärts. An der Kreuzung Rennbahnstraße—Wienerstraße scheute plötzlich das Pferd infolge des Hupensignales eines Motorradfahrers und galoppierte davon. An der Weichenstellung der elektrischen Straßenbahn gerieten die Räder des Wagens in die Radfurche des Schienenstranges der elektrischen Straßenbahn, so daß der Wagen umkippte und die drei Insassen auf das Straßenpflaster geschleudert wurden. Die beiden Eheleute erlitten hiebei leichte Hautabschürfungen, während das Söhnchen unverletzt blieb.

**Lebensmüde.** Am 19. Juli um 6 Uhr versuchte die Hilfsarbeitersgattin Maria M., 25 Jahre alt, Mutter von drei Kindern, wegen eines Streites mit ihrem Gatten Selbstmord durch Einatmen von Leuchtgas zu begehen. Sie drehte zu diesem Zwecke in der Küche den Gasahn auf und legte sich sodann auf den Boden. Im Schlafzimmer, in welchem sich die drei Kinder im Alter von 3 bis 6 Jahren befanden, hatte die Frau, bevor sie zur Tat schritt, ein Fenster geöffnet; auch hat sie in einem für ihren Gatten bestimmten Brief erklärt, die Kinder wolle sie nicht mit in den Tod nehmen. Die M. wurde in das allgemeine Krankenhaus überführt und befindet sich auf dem Wege der Besserung.

Am 21. d. M. traf Kriminalbeamteninspektor Winkelmeier in der Kremserlandstraße einen Burschen an, der aus einer Bruf...de blutete. Winkelmeier, der sofort die Rettungsgesellschaft verständigte, fragte den Mann, auf welche Weise er zu dieser Wunde gekommen wäre und gab der Verletzte, der mit

dem Fleischhauergehilfen Franz Breitfellner, 35 Jahre alt, nach Gerersdorf im Burgenland heimatberechtigt, identisch ist, an, er habe an der Ecke Daniel Granstraße—Kremserlandstraße ein Mädchen angesprochen und sei von einem aus dem Haustore springenden Burschen gestochen worden. Winkelmeier nahm sofort die Erhebungen auf und konnte feststellen, daß die Angaben des Breitfellner erfunden waren. Als Winkelmeier dies dem Breitfellner vorhielt, gestand derselbe nach längerem Leugnen, daß er sich die Verletzungen in selbstmörderischer Weise beigebracht habe.

**Vom Zuge gestürzt.** Am 16. Juli l. J. um 17.09 Uhr befand sich der Handelsangestellte Kurt W. in dem Hainfelder Zug Nr. 4016, der gegen den Lokalbahnhof fuhr. Kurt W. stand auf der Plattform, als der Zug über die Weiche hinter dem Wächterhaus 54 a hinwegfuhr. Infolge der dadurch verursachten Erschütterung wurde W. von der Plattform heruntergeschleudert und blieb am Bahnkörper mit einer Rippsquetschwunde am Hinterhaupt liegen. W., der außerdem über Schmerzen im linken Arm und im linken Unterschenkel klagte, wurde in das allgemeine Krankenhaus überführt.

**Von einem Lastauto überfahren.** Der Chauffeur Johann L. meldete am 15. d. M. um zirka 22.30 Uhr im Hauptwachzimmer, daß er, als er mit dem von ihm gelenkten Personenauto aus der Richtung Spragern gegen St. Pölten-Stadt fuhr, bei der Bahnüberführung Teufelhof—Mariazellerstraße in der Straßenmitte den Hilfsarbeiter Leopold Hnilzka schwer verletzt liegen sah. Als L. dem Hnilzka zu Hilfe eilte und ihn fragte, was ihm geschehen sei, sagte Hnilzka, ein Lastauto habe ihn überfahren, wobei er mit der Hand in der Richtung gegen Spragern wies. Zirka 200 Schritte vor dem Bahnstrancken nun hatte L. ein Lastauto, Steyrer-Auto, Type 17, begegnet. An der Farbe des Lastautos glaubte L. ein dem in Wilhelmsburg wohnhaften Autounternehmer Viktor D. gehöriges Fahrzeug erkannt zu haben. Kriminalbeamteninspektor Peer und Sicherheitswache-Revierinspektor Schmidt fuhren hierauf sofort nach Wilhelmsburg und stellten gemeinsam mit dem Gendarmerieposten Wilhelmsburg fest, daß ein Fahrzeug des D. nicht in Betracht kommen konnte. Der Nachtwächter von Wilhelmsburg gab jedoch an, daß er um 22.30 Uhr ein Lastauto habe durchfahren sehen, das vermutlich dem in Traisner wohnhaften Obst- und Gemüsehändler Alois Mitterer gehört haben dürfte. Die Polizeibeamten begaben sich hierauf mittels Auto nach Lilienfeld, wo sie feststellten, daß Mitterer erst gegen 2.30 Uhr nach Hause gekommen sei. Mitterer gab an, daß er in der Vornacht wenig geschlafen habe, daher sehr übermüdet war. Er gibt auch die Möglichkeit zu, daß ihm jemand in das Auto gelaufen sei, doch habe er nichts gesehen und gehört. Bei der genauen Untersuchung des Autos wurde auf einer Felge von dem Kriminalbeamten Peer ein graues Haar gefunden, das aller Wahrscheinlichkeit nach von dem Kopfe des Ueberfahrenen stammen dürfte. Hnilzka, der sofort nach seiner Auffindung in das allgemeine Krankenhaus überführt wurde, hat einen mehrfachen Bruch des linken Armes erlitten.

## Ein Großfeuer am Bralerberg.

Am Montag, den 22. Juli l. J. um 23.55 Uhr brach in einer Scheune des Wirtschaftsbesizers Johann Salmann in der Weidernerstraße 676 ein Schadenfeuer aus, dem außer dieser auch noch eine andere Scheune, ein Wagenschuppen und ein Stallgebäude zum Opfer fiel. Insgesamt brannte ein Areal von 1500 Quadratmeter nieder. Das Feuer dürfte offenbar gelegt worden sein. In den Scheunen befand sich

ein größerer Teil der Heu- und Frucht-ernte. Der Viehstand konnte gerettet werden, jedoch fiel das gesamte Kleinvieh dem Feuer zum Opfer. Auch die landwirtschaftlichen Maschinen wurden aus dem brennenden Wagenschuppen herausgezogen. Anschließend an die Scheune, wo das Feuer ausbrach, befindet sich ein gemauertes Trakt. Im 1. Stock desselben wohnt die bei Salmann bedienstete Theresia Großberger mit ihren drei erwachsenen Töchtern und ihrem 12jährigen Enkelkinde. Der 12jährige Knabe wachte gerade noch rechtzeitig auf, um die Familie zu alarmieren, die aber ihre Wohnung über die brennende Stiege nicht mehr verlassen konnte und daher den Weg durchs Fenster nehmen mußte. Die Flucht war dadurch begünstigt, daß unter dem Fenster sich ein Dach hinzieht, über das hinweg die Familie auf die Erde gelangen konnte. Fast die gesamte Habe der Großberger ist verbrannt. Die Wohngebäude wurden von den Inwohnern evakuiert, jedoch gelang es der Umficht des Feuerwehrrückkommandos und dem Zusammenwirken der Stadtfeuerwehr, der Arbeiterfeuerwehr sowie der Feuerwehren von Wagram, Spragern, Viehofen, Viehofen-Fabrik, Gerersdorf und Pyhra, eine weitere Scheune und die beiden Wohngebäude zu retten. Der Brand war um 3 Uhr morgens lokalisiert, doch verblieb eine starke Brandwache zurück, welche um 11 Uhr vor-mittags einrückte.

Funde wurden in der Zeit vom 15. bis 21. Juli 1929 beim Stadtpolizeiamte St. Pölten hinterlegt: 1 goldene Halskette mit Anhänger, ein schwarzer Damenschirm, 1 Damenvolljacke, 1 Uhrgehänge. — Auskünfte hierüber im Stadtpolizeiamte (Fundamt), Karmeliterhof, 1. Stock, Tür 9.

## Die Ernte des Todes

In der Zeit vom 1.—15. Juli 1929 sind in St. Pölten verstorben:

Leo Hübler, Betriebsleiter, verheiratet, 1893, Krankenhaus. Josef Ringler, Ober-Werkmeister, verheiratet, 1879, Krankenhaus. Maria Hackl, Haushalt, verheiratet, 1899, Krankenhaus. Ferdinand Schabasser, Pfleger, verheiratet, 1858, Altersheim. Katharina Sadler, Haushalt, verheiratet, 1874, Krankenhaus. Anton Scherzer, Pfleger, verheiratet, 1854, Altersheim. Johann Hofbauer, Pfleger, ledig, 1850, Altersheim. Josefine Ubele, Hauptmanns-Witwe, 1841, Wienerstr. 28. Johanna Kobekht, Haushalt, verheiratet, 1867, Herzogenburgerstr. 60. Christine Herzog, Haushalt, verheiratet, 1901, Krankenhaus. Eleonore Elbel, Bundesbahnbeamten-Gattin, verheiratet, 1884, Rennbahnstr. 32. Michael Gruber, Wirtschaftsbesitzer, verheiratet, 1862, Krankenhaus. Josefine Bugl, Bundesbahnbediensteten-Gattin, verheiratet, 1896, Bachgasse 20. Marie Wilhelm, Pflanznerin, Witwe, 1852, Krankenhaus. Maria Nollner, 1924, Krankenhaus. Waller Riediger, 1923, Neugebäudeplatz 11. Alois Posch, Generalauditor i. P., verheiratet, 1858, Maria Theresiastr. 4. Julius Tüller, Strazzenjammler, ledig, 1893, Krankenhaus. Michael Karner, Sägearbeiter, Witwer, 1866, Krankenhaus. Juliane Medisch, Privale, Witwe, 1850, Schloßbergstr. 8. Theresia Mezer, Privale, ledig, 1851, Herrenplatz 2. Heinrich Prohaska, Hilfsarbeiter, verheiratet, 1875, Mühlgweg 17.

## Kommunistische Gemeinheiten.

Zur bevorstehenden Betriebswahl in der Ersten österr. Glanzstoffabrik.

Man ist es geradezu schon gewohnt, daß die Wahl des Betriebsrates in diesem Betrieb mit Lügen und Verleumdungen gegen die freigewerkschaftlichen Funktionäre und die Union der Textilarbeiter von links und rechts eingeleitet wird. Diesmal ist es ein kommunistischer Maudrescher und revolutionärer Schreihals, der in der „Roten Fahne“ vom 19. d. M. seine „gewerkschaftliche“ Weisheit leuchten läßt, ob-

Fa... überhaupt kein gewerkschaftliches Mitglied ist und wohl früher oder später bei den Hahnenstanzern landen wird, wie so mancher kommunistische Schreihals schon bei den Faschisten gelandet ist.

Der ganze Artikel in der „Roten Fahne“ verfolgt nur den Zweck, für ihre sogenannte kommunistische „Oppositionsliste“ unter den unwissenden und indifferenten Arbeitern des Spinnsaales Stimmung zu machen. Wir wollen auf die unflätigen Beschimpfungen der freigewerkschaftlichen Betriebsräte und des Bezirkssekretärs Gen. Bonwald Seber Arbeiter und jede Arbeiterin dieses durch die „Rote Fahne“ gar nicht eingehen. Jeder Arbeiter und jede Arbeiterin dieses Betriebes weiß, wie sehr sich die Organisation und die freigewerkschaftlichen Betriebsräte seit jeher um die wirtschaftlichen Interessen der Arbeiterschaft bemüht haben, die Arbeiterschaft weiß auch, daß Gen. Bonwald im Jahre 1917, als die Arbeiterschaft unter den niedrigsten Löhnen im größten Elend sich befand, eingegriffen hat und vor der damaligen militärischen Beschwerdekommission eine nennenswerte Erhöhung der Löhne durchsetzte und daß er seit dieser Zeit unablässig im Interesse der Arbeiterschaft der Ganzstofffabrik gewirkt hat. Da der Artikelschreiber gegen die Betriebsräte und insbesondere gegen die Gen. Käfer und Bonwald mit ganz allgemeinen Verdächtigungen und Verleumdungen loszieht, ohne dabei Tatsachen anzuführen, wollen wir auf die Anspielungen näher eingehen.

In dem Artikel wird von einem in Betrieb kursierenden Gerücht über eine neue Arbeitsrationalisierung im Spinnsal berichtet und es wird die Sache so hingestellt, als würden die Betriebsräte schon „Ge-

naues und Offizielles“ von der Betriebsleitung wissen, daß aber Gen. Käfer Stillschweigen geboten hätte, damit die Spinnfalarbeiter nichts erfahren sollen.

Gerade das Gegenteil davon ist richtig! Anlässlich einer Auseinandersetzung zwischen dem Betriebsleiter Dr. Witte und Gen. Käfer sagte der Betriebsleiter: „Die Spinnfalarbeiter werden noch mehr Viertel spinnen!“ Gen. Käfer fragte darauf Herrn Dr. Witte, ob er ihm über die Absicht der Firma eine offizielle Mitteilung machen könne, was aber Dr. Witte verneinte. Gen. Käfer teilte dies pflichtgemäß den übrigen Betriebsräten mit. Nachdem ein Vorschlag der Firma oder eine offizielle Mitteilung über eine „Rationalisierung“ nicht vorlag, konnte der Betriebsrat hierzu weder Stellung nehmen, noch konnte die Arbeiterschaft irgendwie genauer informiert werden. Eine Rationalisierungsmaßnahme setzt aber die Kündigung des Kollektivvertrages von Seite der Firma voraus, was bis heute nicht geschehen ist. Sollte dem Betriebsrat in dieser Angelegenheit eine offizielle Mitteilung von der Betriebsleitung zugehen, dann wird der Betriebsrat, wie das noch immer geschehen ist, in einer Versammlung der Arbeiterschaft Gelegenheit geben, hierzu Stellung zu nehmen.

In dem Artikel der „Roten Fahne“ wird auf die Einführung des „Dreiviertelspinnens“ hingewiesen und behauptet, daß Gen. Bonwald so lang abstimmen ließ, bis das gewünschte Resultat erreicht war, nämlich die Annahme des Vorschlages der Firma. Diese Behauptung ist vollständig aus der Luft gegriffen. Gen. Bonwald hat in den damaligen Betriebsratsitzungen so-

Das Ergebnis der Verhandlungen beim Industriellenverband Bericht erstattet; abstimmen ließ der Vorsitzende über die Annahme des Verhandlungsergebnisses. Was ist nun dabei für ein „Verrat“ begangen worden? Durch die Verhandlung der Gewerkschaft mit dem Industriellenverband ist der Rationalisierungsvorschlag der Firma bedeutend gemildert worden und für die Mehrleistung auch eine Erhöhung des Lohnes erzielt, wogegen schon vor dieser Vereinbarung Spinner vorübergehend auf drei Viertel gesponnen haben und nichts bezahlt erhielten.

Der Berichterstatter der „Roten Fahne“ faßt auch von einem Streik im Jahre 1922, den es überhaupt nicht gegeben hat. Wohl aber hat die Firma die gesamte Arbeiterschaft ausgesperrt. Es ist ja kein Wunder, wenn der gewerkschaftlich indifferente Berichterstatter zwischen Streik und Aussperrung nicht unterscheiden kann und da kommt es ihm ja auf eine Lüge mehr oder weniger nicht an.

Wir kommen nun zu der langen Kette der „Niederlagen“, die der Berichterstatter der „Roten Fahne“ in der Tätigkeit der Gewerkschaft erblickt: Im Jahre 1924 hat die Gewerkschaft den Abbau der Feuerungszulage im Wege der Verhandlung verhindert, im Jahre 1925 hat die Gewerkschaft 4 Prozent Lohnhöhung erreicht, im Jahre 1926 haben die Heizer und Maschinisten auf Grund von Verhandlungen, die Gen. Käfer geführt hat, eine Lohnhöhung erreicht, im Jahre 1927 wurde bei der Vertragserneuerung ein Härteausgleich für rund 500 Arbeiter und Arbeiterinnen nebst einer generellen Lohnaufbesserung für alle Arbeiter und Arbeiterinnen in der Höhe von

5 Gr. zu per Stunde erreicht. Diese Lohnbewegung brachte der Arbeiterschaft 672.656.64 Gr. Erhöhung des Jahreseinkommens im Jahre! Im Jahre 1928 kam die Krise mit all ihren Folgen über die Arbeiterschaft, zwölf Wochen mußte die Arbeiterschaft kurzarbeiten. Die Firma gehörte der Kurzarbeitsaktion der Textilindustrie noch nicht an. Die Betriebsräte setzten sich für den Anschluß der Firma ein und es gelang ihnen, die Firma dazu zu bewegen. Dadurch erhielten die betroffenen Arbeiter und Arbeiterinnen wöchentlich im Durchschnitt 4200 Schilling Vergütung.

Diese Erfolge, die die Arbeiterschaft ohne Organisation niemals erreicht hätte, läßt der kommunistische Berichterstatter zu Niederlagen der Gewerkschaft um und hält die Arbeiterschaft für so dumm, daß sie die Erfolge ihres gewerkschaftlichen Zusammenschlusses nicht zu werten vermag. Gewiß könnte der Erfolg in mancher Hinsicht noch größer sein, wenn sich auch die sogenannten „revolutionären“ Maulhelden und viele andere Arbeiter des Spinnsaales ihrer gewerkschaftlichen Pflicht bewußt wären. Diese Schmarotzer der Arbeiterbewegung rechnen es sich zur besonderen Ehre an, gegen die Gewerkschaft und ihre Vertrauensleute zu hetzen und zu schimpfen, selbst sind sie aber zu feig, auf der Einhaltung der vertraglichen Bedingungen zu bestehen. Da sollen ihnen die andern die Kastanien aus dem Feuer holen. Diese Zeiten sind aber nun vorüber; wer mitreden und mitberaten will über die Wirtschaftslage, der muß vorerst seine gewerkschaftliche Pflicht erfüllen und nicht kommunistische Phrasen dreschen und dabei die Arbeiterschaft schädigen.

# Aus den Bezirken

## Bezirk Scheibbs

Burgau. (Mussolini ist aufge-regt!) In der Nummer 28 vom 14. Juli des „Erlaufstal-Boten“ zeigt sich Herr Handl, der Burgstaller Mussolini im Westenstaschenformat, über unsere Enthüllungen sehr aufgeregt und er hat aus seinem Herzen in diesem Artikel keine Mördergrube gemacht. Er irrt sich zwar, wenn er glaubt, daß das „Aufhängen der Heimwehr“ die roten Genossen nicht mehr schlafen läßt — da dürfte ihr Häuptling nicht Handl heißen — er irrt sich auch, wenn er behauptet, daß unsere Veröffentlichungen verleumdnerische Angriffe sind. Wir haben uns bloß mit der Taktik einiger Geschäftslüber beschäftigt, die so weit gehen, ihre eigenen Klassengenossen wirtschaftlich zugrunde zu richten. Es ist auch nicht richtig, daß unsere Veröffentlichungen von einigen „roten Bauarbeitern“ zu Konkurrenzwecken benützt werden. Ist es doch ein offenes Geheimnis, daß in bestimmten von einem bestimmten Unternehmer gebauten Häusern die Leute immer frische Luft haben, daß scheinbar in solchen Häusern die Fenster als überflüssiger Luxus vergessen werden und im Winter im Wasser-schiff das Wasser zu Eis erstarrt.

Es bildet sich unser Mussolinchen auch ein wenig viel ein, wenn er behauptet, daß unsere Veröffentlichungen unsere eigenen Genossen empört haben; uns sind eine Reihe von Fällen bekannt, wo eine ganze Anzahl von Bürgerlichen unseres Marktes ihre tiefe Befriedigung zum Ausdruck gebracht hat darüber, daß sich endlich jemand gefunden hat, die Wahrheit zu sagen. Und es kann nur einem Heimwehrgehirn, das von Macht-dünkel und Selbstbewußtsein so voll ist, daß nichts anderes mehr darinnen Platz hat, einfallen, bei der gegenwärtigen Sachlage davon zu reden, daß unsere eigenen Genossen nicht damit einverstanden wären, daß unseren Heimwehrhelden die Wahrheit gesagt wird.

Wir vermissen aber eines in dem Artikel im „Erlaufstal-Boten“: Nämlich die Antwort auf unsere Fragen betreffend die Bau-tätigkeit des Herrn Handl, seinen Terror in der Kassa und seinen Brief an die Gemeinde. Er hat sich's sehr leicht gemacht. Wie die Rage, die sich nicht die Pfoten verbrennen will, rund um den heißen Brei herumgeht, so ist er, Heimwehnhäuptling von Burg-stall, um unsere konkreten Fragen herumgegangen. Wer Butter auf dem Kopf hat, soll nicht in die Sonne gehen — besonders in der heurigen heißen Zeit — und wer selber manches auf dem Gewissen hat, sollte nicht von Sühne reden. Es könnte unserem Herrn Handl sonst passieren, daß neben den Arbeitern auch eine große Zahl

von Bauern und Bürgern unserer Markt-gemeinde sich berechnen, der Fremder-lwirtschaft, die da eingerissen hat, den wohl-verdienten Fußtritt zu geben.

Ansonsten wünschen wir dem Appell des Herrn Handl, es möchten alle der Heimwehr beitreten, den besten Erfolg. Denn was sich da in der Heimwehr an Geschäftsherrn herumtreibt, das sind so im großen und ganzen Leute, die die Sozialdemokratie ohnehin nicht brauchen kann. Wir brauchen nämlich nicht Geschäftsmacher, auch nicht sonstiges lichtscheues Gefindel, sondern nur Menschen, die auch bereit sind, mit aller Kraft und offen jederzeit für unsere Idee einzutreten. Unsere Bauern wissen selber am besten, daß sie von den Arbeitern nichts, den Leuteschindern der alten „glorreichen“ Armee aber alles zu befürchten haben und sie werden auch in Zukunft, selbst wenn beide arbeitenden Stände in politischer Ansicht voneinander geschieden sind, sich nicht von unverantwortlichen Elementen in den Bürger-krieg hegen lassen. Unserem Mussolini wün-schen wir aber, daß er aus seinem Westen-staschenformat bald hervorzurufen möge.

## Bezirk Melf

Loosdorf. (Mietervereinigung.) Die Mieterschaft von Loosdorf und Um-gebung wird aufmerksam gemacht, daß die Lokalorganisation der Mietervereinigung Loosdorf ab Sonntag, den 28. Juli, Sprech-stunden abhält, und zwar jeden Sonntag von halb 10 bis 11 Uhr vormittags im Gasthause Maier. Es werden sämtliche Aus-künfte über die neue Mietzinsbildung sowie Rechtsschutz erteilt und nur mehr sehr drin-gende Angelegenheiten außer den Sprech-stunden entgegengenommen werden können.

## Bezirk Kirchberg a. d. B.

St. ... en Grünau. (Generalver-sammlung.) Die diesjährige General-versammlung der Lokalorganisation findet Sonntag den 28. Juli um 2 Uhr nachmit-tags im Gasthaus Thiel in Hofstetten statt. Es ist Pflicht aller Parteigenossen und -ge-nossinnen, pünktlich daran teilzunehmen. Referent Gen. Kurzenkirchner aus Wil-helmsburg.

Kirchberg a. d. Bielach. (Gerichts-saal.) Am 16. d. M. fand beim hiesigen Gericht die Verhandlung über eine von unserem Gen. Rupert Niederer gegen den Schlossermeister und Heimwehrmann Johann Mühlbacher — beide in Frank-enfels wohnhaft — eingebrachte Ehren-beleidigungsklage statt. Unsere Heimwehr-

mandanten können sich beim Bierisch nicht genug den Mund vollnehmen und sind, wenn sie vor Gericht stehen und ihre Ver-leumdungen auch verantworten sollen, immer sehr wortkarg und klein. So auch in diesem Falle.

Mühlbacher gab unserem Gen. Niederer eine umfassende Ehrenerklärung ab, in welcher er betonte, dem Kläger nichts Ehren-rühriges nachzulegen zu können und die Be-leidigung bedauert. Mühlbacher erklärte, daß die abfälligen Äußerungen nur auf Mei-nungsverschiedenheiten und seinem alkoholis-tierten Zu- und Rückzuführen sind. So ist Mühlbacher, der außerdem sämtliche Prozeßkosten zu tragen hat, das Opfer der Heherei einiger Drahtzieher von Frank-enfels geworden. Er soll sich nun bei diesen Heimwehr-„ehrenmännern“ dafür bedanken.

Kirchberg a. d. Bielach. (Einladung.) Am 1. September 1929 findet in Krems a. d. D. ein Arbeiterfest statt. Aus diesem Anlaß wird an diesem Tag von Kirchberg a. d. Bielach nach Krems a. d. D. und zurück ein Lastkraftwagen ver-kahren. Fahrpreis für Hin- und Rückfahrt 4 Schilling. Genossinnen und Genossen, die an diesem Feste teilzunehmen beabsichtigen, wollen sich bis spätestens 15. August bei den Lokalob-männern melden, wofür selbst auch der Fahrpreis im vorhinein zu entrichten ist.

Kirchberg a. d. Bielach. (Hausher-renmanier.) Wenn der Großteil unserer Hausbesitzer das Anstandsgefühl auch in der Zeit, wo den Mietern ein wenig Ein-fluß auf die Verwaltung der Häuser gesetz-lich zugesichert ist, bewahrt, so gibt es leider auch Hausbesitzer, die diese soziale Ertrungs-schaft mit Mitteln bekämpfen, welche jeder gesittete Mensch als unmoralisch verurteilt. Zu diesen Hausherren, die ihre Mieter durch Schikanen ihren nicht immer gesetz-lichen Wünschen gefügiger machen wollen, gehört auch Herr Prause.

Herr Prause hat in seinem Haus geradezu eine Pöschawirtschaft eingeführt und be-nimmt seine Mietparteien — durchwegs ruhige, solide Leute — nicht anders als Bagage, Gefindel usw. Besonders arg treibt es Herr Prause mit dem alten, gebrech-lichen Ehepaar Kaufmann, wohl in der An-nahme, daß sich diese alten, kranken Leute solcher Gemeinheiten nicht mehr erwehren können. Herr Prause entblödet sich nicht, diese alten, bedauernswerten Leute sogar mit Taktlichkeiten zu bedrohen. Solch rüdes Benehmen hat begreiflicherweise nicht nur unter seinen Mietparteien, sondern auch in der ganzen Nachbarschaft große Empörung hervorgerufen. Herr Prause, ein pensionierter Gendarm, hört es gern, als „Herr Revier-inspektor“ angesprochen zu werden, schän-det dabei aber einen Stand, von dessen

Angehörigen man wohl ein anderes Be-nehmen gewohnt ist. Von der Gendar-meriebehörde erwarten wir, daß sie Herrn Prause ein standesgemäßes Benehmen im Verkehr mit seinen Mitmenschen beibringt. Wir aber werden nicht erlahmen, alle uns zur Verfügung stehenden Mittel anzumen-den, um diesen unelieblichen Zuständen eh-renhaft ein Ende zu bereiten.

Kabenstein. (Verhaftung.) Am 17. Juli wurde von der Gendarmerie Kabenstein der aus Kirchstetten stammende 48 Jahre alte Zigeuner Franz Berger wegen Betrug verhaftet und dem Bezirksgericht in Kirchberg a. d. B. eingeliefert.

## Bezirk St. Pölten-Land

Kasten. (Volksversammlung.) Die Lokalorganisation hielt am 14. Juli eine Volksversammlung ab, bei der Genossin Straßer zur Frage der Heimwehrbewe-gung Stellung nahm. Dies deswegen, da sie auch in unserem Orte jetzt versuchen, eine Heimwehr zu gründen; wie sie es dabei anstellen, um Mitglieder zu gewinnen, soll ein späterer Artikel berichten. Genossin Straßer behandelte in seiner Rede die vielen Fragen der österreichischen Wirtschaft, er legte die Stellungnahme der Sozialdemo-kraten über die Bodenreform und Zoll-schutz dar und eine Anzahl Bauern, die bei der Versammlung anwesend waren — die Versammlung wies überhaupt trotz der heißen Jahreszeit einen guten Besuch auf — sprachen sich anerkennend über die Rich-tigkeit dieser Ausführungen aus. Die gutbesuchte Versammlung, zu der auch einige Genossen aus Böheimkirchen und Kirchstetten gekom-men waren, denen an dieser Stelle herzlichst gedankt sei, lobnte die Ausführungen des Referenten mit lebhaftem Beifall. Der Ob-mann der Lokalorganisation schloß mit einigen Worten des Appells zur Ruhe und Besonnenheit die Versammlung mit einem herzlichen Freundschaft.

(Gartenfest.) Die Lokalorganisation Kasten hält am 4. August, bei schlechtem Wetter am 11. August in Räckingers Gast-haus ein Gartenfest ab, zu dem der Arbeiter-sängerbund „Liederfreiheit“ in St. Pölten in liebenswürdiger und uneigennütziger Weise seine Mitwirkung zugesagt hat. Das Fest, das durch ein großes Blumen-Lotto verschönert wird, beginnt um halb 3 Uhr nachmittags. Wir laden alle unsere Freunde aus nah und fern herzlichst ein, sich an dem Feste zu beteiligen.

### Die Hauderer Bezirksstraße.

Die Straße, welche jenseits der Donau von Steyregg nach Grein das Marchland durchzieht und im Volksmund einfach den oft unerklärlichen Namen „Haudererstraße“ trägt, wird derzeit — es ist schon sehr hoch an der Zeit — einer umfassenden Erneuerung unterzogen. Seit Wochen sind etwa 40 Arbeiter damit beschäftigt, die Haudererstraße auf 6 m zu verbreitern und teilweise umzulegen. Die Straßen-erneuerung in der Strecke Steyregg — Grein ist mit 1.000.000 S veranschlagt; die Bauzeit dürfte — wir sind ja in Desterreich, wo das Schicksal so rasch und das Gute so langsam geschieht — fünf Jahre betragen. Im Zuge der Modernisierung, beziehungsweise Verbreiterung und Umlegung, werden eine große Anzahl Grundabflüsse notwendig, welche zum Schlüsselpunkt von 1000 S pro Fuch erfolgen werden. Selbstverständlich werden auch alle Brücken dieses Straßenzuges verbreitert und besonders beim Schlosse Aubhof wird die gefährliche Kurve verschwinden, welche schon eine große Reihe von Unglücken verursacht hat.

Der Name „Haudererstraße“ stammt noch aus alten Zeiten, da die Landstraßen noch mit den Schwerfuhrwerks-

wagen, welche mit Plachen oder Säulen überspannt waren, befahren wurden. Da besonders auf dieser Straße solche Wagen verkehrten, hat sich hier der Name „Haudererstraße“ erhalten.

### Schwerer Unfall im Steinbruch Mauthausen.

Zwei Arbeiter getötet.

Montag abends ereignete sich in dem Granitsteinbruch der Gemeinde Wien auf dem Bittelberg bei Mauthausen ein furchtbares Felssturzungsunfall, dem zwei Arbeiter zum Opfer fielen.

Den ganzen Tag über war eine Arbeiterpartie, zu der der Vorarbeiter Heinrich Hammel aus Albern und die Arbeiter Franz Lehner, Johann Rudekstorfer und Josef Dölp gehörten, mit der Sprengung eines etwa neunzig Tonnen schweren Granitblockes beschäftigt. Nach zweieinhalbstündiger Spaltarbeit, bei der das Sprengmittel im Glaslager eingeführt wurde, zerbrach der Felsblock in zwei Teile. Der rechte Teil spaltete sich aus noch nicht festgestellter Ursache plötzlich nochmals und ein etwa 25 Tonnen schwerer Block stürzte auf die Arbeiterpartie ab. Während sich Rudekstorfer und Dölp

wie durch ein Wunder retten konnten, wurden Hammel und Lehner unter dem Block begraben. Die Bergung der zwei Verschütteten gestaltete sich überaus schwierig. Die ganze Belegschaft war in stundenlangem Arbeit damit beschäftigt, den riesigen Granitblock zu heben. Als dies endlich gelang, konnte man die beiden Arbeiter nur noch bis zur Unkenntlichkeit breiartig zermalme Leichen bergen.

Die sofort eingeleitete behördliche Untersuchung ergab, daß der Felssturz auf einen unglücklichen Zufall zurückzuführen ist. Der Vorarbeiter Hammel war Spezialist in Glaslagersprengungen und es waren alle Vorsichtsmaßnahmen getroffen worden, um die Sprengung in der beabsichtigten Weise durchzuführen. Trotzdem hat sich der Felsblock unerwartet auch an einer anderen Stelle gespalten. Hammel hinterläßt eine Frau und zwei Kinder, Lehner eine Frau und ein Kind.

### Bezirksschulrat Amstetten.

Am den Volksschulen Konradshausen, Neuhofen a. d. Ybbs, St. Leonhard am Wald, Seitenstein und Sankt Pantaleon gelangt je eine Lehrstelle zur Besetzung. Lehrer und Lehrerinnen, welche für eine dieser Stellen kompetenter, müssen bis längstens 11. September 1929 einreichen.

### An alle Lokalorganisationen der S. O. U. P.

Die Berichterstattung für die „Eisenwurzeln“ läßt in vielen Orten des Gebietes noch sehr zu wünschen übrig; manche Orte senden überhaupt keine Berichte ein, andere wieder verabsäumen über verschiedene wichtige Vorkommnisse genauen Bericht zu erstatten und beschränken sich auf die Bekanntgabe von Versammlungen, Festen und Todesfällen. Sehr zu beklagen ist der Mangel an Berichten aus den Gemeinden Stuben, die keinesfalls nur für den betreffenden Ort, sondern für den ganzen Umkreis Interesse erwecken würden. Dasselbe gilt von Berichten aus den Filialorten und Schulräten und Straßenausläufen. Soll unser junges Blatt in seinem stetigen Aufstieg nicht gehemmt werden, soll es seine Aufgabe erfüllen, auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens der Anwalt unserer sozialistischen Interessen zu sein, so müssen die Mängel, die der Berichterstattung noch anhaften, mählich behoben werden. Wir ersuchen alle Lokalorganisationen, diesem wichtigen Tätigkeitszweig die gebührende Beachtung zu schenken. Mit Parteigrüß Die Schriftleitung.

# Stadt- und Landpost aus der Eisenwurzeln

## Bezirk Amstetten

Amstetten. (Voranzeige.) Die sozialdemokratische Partei Amstettens veranstaltet am Sonntag, den 4. August, bei schlechtem Wetter am nächstfolgenden Sonntag, ein Parteifest im Gastgarten des Herrn Brändlmann, an welchem die gesamte Arbeitermännlichkapselle, der Arbeitergesangverein und das Arbeiter-Mandolinorchester mitwirken wird. Wir ersuchen, es möge jung und alt an diesem Feste teilnehmen.

Amstetten. (Von der Heimatschau.) Einen sehr anziehenden Teil der gediegenen Ausstellungen hat die Heimatschau verloren, seit der Verein der Kleintierzüchter und Blümcereurende sich entschließen mußte, das niedliche Rickenheim aufzulassen und auch die Hühner und Hasen wieder einzuziehen, da deren Betreuung und Pflege den Besuchern große Schwierigkeiten bereitet. Die Blumen — es sind u. a. allein zirka 100 Arten Rosen ausgestellt worden — wurden bisher stets erneuert, was gewiß von Eifer und von Liebe für die gemeinsame Sache der Heimatschau zeugt.

Amstetten. (Wo die Jugend steht.) Der Siegh Ausnahmeweise nehmen wir von unserem Prinzipie Abstand und öffnen unsere Spalten einem Gedichte eines jungen Freundes, weil es nicht nur gutgemeint, sondern auch wirklich gut ist und weil in unserer Blatte die jugendliche Begeisterung, die unserer Sache den endgültigen Sieg verbürgt, eine Stätte haben soll:

### Freie Jugend.

Freie Jugend bleib Dir treu!  
 Frei sei oder falle,  
 Daß des Rückschritts Feldgeschrei  
 Schandewort verhalte.  
 Freie Jugend! Einig steh'  
 Um die rote Fahne;  
 Deine Kraft zu Licht und Höf'  
 Stolge Wege bahne.  
 Einig bist Du wie aus Stahl,  
 Kannst befehle schaffen,  
 Wie es steht in Deiner Wahl,  
 Ketten, Bände, Laffen!

Amstetten. (Ein Kind vom Ertrinken gerettet.) Am 15. Juli, abends, fiel in Eggersdorf der 8jährige Anton Weiß in den Mühlbach. Durch Hilferufe von Flug aufmerksam gemacht, sprang Herr Karl Haller, welcher zu dieser Zeit in dem am Bache liegenden Gasthausgarten Wigner weilte, in den Bach und rettete den Knaben. Dafür gebührt ihm der Dank nicht bloß der Eltern.

(Brandberichte.) Donnerstag, den 18. Juli, geriet ein beim Gasthause Brandstötter stehendes Auto, Besitzer Ernest Haselhuber in Wien, durch einen Kabelkurzschluß in Brand. Nachdem einige Personen unvorsichtigerweise den Brand mit Wasser

zu löschen versuchten, eilte der zufälligerweise in der Nähe weilende Feuerwehrmann Alois Buchberger, Uhrmacher, in das Wohnzimmer um den „Mintmar“-Apparat und in zwei Minuten war der Brand gelöscht.

Um 4.12 Uhr nachmittags des gleichen Tages langte von Grein die telephonische Nachricht über einen Stadtbrand mit dem gleichzeitigen Ersuchen um Assistance ein. Nach Alarmierung durch die Sirene fuhr das Wehrlandauto um 4.15 Uhr ab und traf um 4.40 Uhr in Grein ein. Es stand das Anwesen des Wagnermeisters Brandstötter in der Römberggasse in Flammen. Unsere Wehr legte von der Donau bis zum Brandobjekt eine 420 Meter lange Schlauchlinie und griff mit zwei Strahlrohren wirksam in die Bekämpfung des Brandes ein. Nach eineinhalbstündiger Arbeitsdauer war der Brand lokalisiert und konnte mit den Aufräumungsarbeiten begonnen werden. Die Entstehungsursache ist Brandlegung und konnte der Täter, der heuer bereits den vierten Brand in der Stadt gelegt hatte, noch abends verhaftet werden. Der Schaden ist durch Versicherung nur zum kleinsten Teile gedeckt. Die Bevölkerung der Stadt Grein empfing unsere Wehr mit Jubel und ist voll des Lobes über das rasche Eintreffen und das zielbewußte, tatkräftige Eingreifen.

Amstetten. (Gott, diese „Eisenwurzeln“!) Unsere „Eisenwurzeln“ wird den Herren von Gegenüber, zumal den christlich-sozialen Heimwehrführern von Woche zu Woche unbehaglicher und läßt ihnen jene Zeit als die „goldene“ erscheinen, in der noch keine „Eisenwurzeln“ erschienen und man nicht von Woche zu Woche wie Espenlaub zittern mußte, daß wiederum irgend ein Nagel aus breitergepanzerten einheitsstijigen Hirnen gezogen wird. Und was das Röstlichte ist: Den gegnerischen Führern — man braucht vor ihrer Größe keine besondere Ehrfurcht empfinden, weil doch unter Blinden schon ein Einäugiger König ist — erwachen allmählich schon im eigenen Lager geheime Widersacher, die sich nicht abhalten lassen, unseren Gewährsmännern kniffig und schlau zu erzählen, wie sehr sie sich selbst an den Blamagen ihrer Hölzer und Konjorten weiden und wie sehr wir Recht im Kampfe gegen die Auswüchse ihrer Partei hätten.

Schließen wir dieses zwar nicht erquickliche aber doch interessante Kapitel gegnerischer Zersahrenheit und Zerrüttung. Beginnen wir ein anderes, nämlich das Kapitel der Geistlosigkeit der christlichsozialen Lokalpresse:

Wenn unsere „Eisenwurzeln“ eine ihrer Notizen gegen irgend eine Unanständigkeit, ein Unrecht oder einen Ungeist losläßt, dann bedarf es immer einiger Wochen, bis die „Ybbstalzeitung“, die alles deckt, ihre Sprache in dieser Sache wieder findet. Schon dieses Suchen nach den Mutterlauten der Erwidierung zeigt, wie schwer es den immer mit gutem Recht Angegriffenen fällt, so etwas wie eine Entgegnung zu farnellen.

Früher kam es wenigstens vor, daß die „St. Pöltner Zeitung“, die das Mutterblatt des Pöfblattes „Ybbstalzeitung“ ist, acht Tage nach der „Ybbstalzeitung“ deren Artikel gegen uns nachgedruckt hat. Seit aber die „St. Pöltner Zeitung“ einsehen lernte, daß ihre von der vorwöchigen „Ybbstalzeitung“ übernommene Darstellung zeitlich mit dem Erscheinen einer neuen Nummer der „Eisenwurzeln“ zusammenfällt, hat sie es ausgegeben, die hinterher zur Lächerlichkeit zerfallenen Berichte der „Ybbstalzeitung“ in ihr Blatt zu übernehmen. Die „St. Pöltner Zeitung“ hat schlimme Erfahrungen bei unbehohemem Nachdruck lokaler Kampfnutzen aus der „Ybbstalzeitung“ gesammelt. Sie geht, wie ihr Verhalten in letzter Zeit zeigt, nicht mehr auf den Leim der Amstettner Berichtserfasser der „Ybbstalzeitung“, sondern breitet das mildtätige Mantelchen des Schweigens über die stets blamablen Pressbildern der Amstettner Kloster- und Rathausstraße, die gleichweise stets im Konflikt sowohl mit der Wahrheit, als auch mit dem Verstande und der Sprache stehen. Die „St. Pöltner Zeitung“ ist also offenbar schon mißtrauisch gegen die Amstettner Berichtserfasser ihres Tochterblattes geworden; sie leistet seit geraumer Zeit den Amstettner Kampfnutzen der „Ybbstalzeitung“ keinen Sukkurs mehr. Dafür hat aber die „Ybbstalzeitung“ jetzt eine andere gar „höfe“ Hilfe gegen die böse „Eisenwurzeln“ gewonnen, ein Blatt, das sowohl hinsichtlich der Wahrheitsliebe, des Verstandes und der Sprache auf dem außerordentlich niedrigen Niveau der Amstettner „Heimatblätter“ steht: Nämlich das Organ des Selbstschutzesverbandes „Die Heimwehr“. Diesem Vandalenblätchen, dessen einziger Wert im guten, glatten Verwendungsfähigem Papier besteht, beleiht es dann und wann, in einer Sprache über die „Eisenwurzeln“ zu reden, wie man sie sonst nur in Schwefelzäpfchen hört. Was die Amstettner Skribifaze in der „Ybbstalzeitung“ drauflos behaupten und womit sie sich frisch drauflos blamieren, was die „Sankt Pöltner Zeitung“ nicht mehr von ihrem Tochterblatt übernehmen will, weil ein Funke Unstund sie daran hindert, das nimmt mit grunzendem Woydehagen nun das Blatt „Die Heimwehr“ auf, das dergestalt zum Sammelkanal aller Unstates ipfeiferscher Provinzblätter geworden ist.

„Eisenwurzeln“, zittere! Du bist der besondern Ungnade der Heimwehr verfallen! Ueber kurz oder lang wirst Du sogar bei dem Oberstschützen Mussolini verschwärzt sein und auch der wird mit seinem Schwertmaul auf die Seite seiner kleinen Amstettner Brüder treten. Hölzer und die Heimwehr dürsten nach dem Leben der „Eisenwurzeln“. Nun wohl, Genossen, wir wollen einsteilen recht fleißig für unser Blatt weiterverben, damit es eine Auflage erreicht, die das große Maul der Heimwehr luftdicht zu verstopfen vermag!

Wallsee a. D. (Weniger Worte, mehr Taten!) Als durch die Initiative

des Fremdenverkehrsverbandes Ybbstal kürzlich hier das Fallboothaus eröffnet wurde, das gewiß unserem schönen Donaumarke manche Fremde und Schönde zuführen wird, wurden große Reden über die Verdienste, welcher sich dieser oder jener um die Erschließung unseres Marktes erungen habe, geschwungen. Gut, wir verkennen nicht den Vorteil, den Wallsee durch das neue Fallboothaus erlangt. Aber, kann dieses Fallboothaus, das man so sehr als Fortschritt rühmt, auch nur annähernd ein Ersatz sein dafür, daß nun schon seit Jahren die Donaudampfschiffahrtsgesellschaft kein einziges Schiff in Wallsee halten und die hiesige Station ausheben ließ? Beiträge sammeln für die Erbauung des Fallboothauses war gewiß nützlich und loblich, aber dazu braucht man schließlich Volksvertreter nicht, die hinterher sich im Verdienste anderer blähen. Eine Pflichtaufgabe der Bundesregierung ist es, einmal mit der Donaudampfschiffahrtsgesellschaft, die im übrigen namhafte staatliche Subventionen bezieht, ein deutliches Wort über die Verkehrsnotwendigkeiten an der Donau zu reden.

St. anzshart. (Regulierungsarbeiten.) Der Zeil- und der Hausleitendbach lagerten bei ihrer Mündung in die Altau, eines Donaumarke, infolge Rückstauung soviel Sechlebe ab, daß die Gegenüber der genannten Bäche bei größeren Regengüssen unter der Wucht des starkgefälligen Wassers unterwaschen und schon viele Schäden angerichtet worden sind. Endlich soll nun die von der Bevölkerung oft begehrte Regulierung an den beiden Mündungen durchgeführt werden, deren Kosten sich auf Bund, Land und Gemeinde nach dem bekannten Schlüssel verteilen. Auch die vollkommen vermehrte Einfassung des Zeilbaches bei der sogenannten Niedermühle soll in Steinbau erneuert werden.

## Bezirk Ybbs.

Ybbs a. d. D. (Jugendfeier.) Unser rührige Jugendgruppe veranstaltet am 18. August eine Jugendfeier, zu der sie alle umliegenden Gruppen der S. O. U. P. schon heute herzlich einlädt. Das Programm wird noch bekanntgegeben werden. Alle Vorbereitungen sind im besten Zuge, so daß die Feier unserer Jugend gewiß ein voller Erfolg werden wird.

Blindenmarkt. (Ein sonderbarer Betrieb.) Die Gebrüder Schlarbaum besitzen hier einen Steinbruch, in welchem sie ungefähr 20 Arbeiter beschäftigen. Dort hat man seinerzeit die hakenkreuzerliche Auegewerkschaft künstlich aufgepöppelt, die aber demnach nach kurzer Treibhausblütezeit im frischen Winde zusammenbrach. Es gab seither weder eine Gewerkschaft noch einen Betriebsrat in diesem Steinbruch. Nun kam überraschenderweise am 16. Juli der betriebsleitende Ingenieur auf

den Arbeitsplatz und teilte den daß erstau- ten Arbeitern mit, daß sie sich Betriebsräte — und zwar morgen schon — wäh- len sollen.

Daß diesem Herrn nicht das schlechte Ge- wissen wegen der schändlichen Verletzung des Arbeitsrechtes hergetrieben hat, ward auch den indifferentesten Arbeitern sofort klar, zumal der Herr Ingenieur ausdrück- lich hinzufügte, er wüßte, daß der Be- triebsrat „wie früher gestaltet“, das heißt haarkreuzlerisch werde. Wir wissen nicht, ob die Arbeiter dieses Stein- bruches den Wunsch des Herrn Ingenieur so getreu erfüllen werden. Jedenfalls geben wir ihnen den Rat, darauf zu achten, daß die Wahlbestimmungen genauestens eingehalten werden. Sollte aber unzulässigerweise diese Wahl wirklich schon am folgenden Tage durchgeführt worden sein, so hat sie vor Recht und Gesetz keine Gültigkeit und kann mit Aussicht auf Erfolg von jedem Arbeiter angefochten werden.

Was mag nur die Betriebsleitung ver- anlaßt haben, so überjätzt die Wahl von Betriebsräten von ihren entrechteten Ar- beitern zu verlangen? Soll sie etwa die Absicht haben, mit Hilfe haarkreuz- lerischer Betriebsräte die gelbe Gewerk- schaft wieder aufzurichten? Oder will sie sich um Lieferungen an irgend eine anständige Körperkassette bewerben, welche die Erteilung eines Auftrages abhän- gig von der Erfüllung aller Ar- beiterbestimmungen macht? Die nächste Zukunft wird uns schon Klar- heit bringen und es würde uns nur freuen, wenn wir feststellen könnten, die Firma Schjarbaum hat mit dem Verlangen nach Betriebsräten nur die lauiere Absicht nach getreuer Erfüllung arbeitsgesetz- licher Normen erfüllt, aber sich nicht mit dunklen Nebenabsichten getragen...

St. Georgen am Ybbsfeld. (Ein un- duldiger Pfaffe.) Man kann uns gewiß nicht das Zeugnis ausstellen, daß wir gegen die Geistlichkeit als Gesamtheit eingestellt seien, aber richtig ist, daß wir uns schon oft und oft mit einzelnen An- gehörigen des Priesterstandes beschäf- tigen mußten, welche jederzeit reichlich An- laß zu öffentlicher Kritik bieten und sie geradezu suchen. Ein solcher Kampfab- sturz hat auch der St. Georgener Pfarrer L. u. g. Der hat sonderbare Begriffe von christ- licher Duldsamkeit und Nächstenliebe. Erst in der vergangenen Woche hat er sich wieder einen Übergrieff erlaubt, den gewiß auch seine Standeskollegen nicht gutheißen werden.

Der Blindenmarkter Baumeister Sch a ch- ner führt derzeit Arbeiten an der Vo. ss- schule in St. Georgen aus. Am 16. Juli um ungefähr 10 Uhr vormittags stand ge- rade ein Hilfsarbeiter, mit dem Rücken zur Straße gewandt, beim Brunnen und schöppte Wasser. Da ging auf der Straße der Pfarrer L. u. g. vorüber, welcher den Bauarbeiter — er heißt Jungwirth — sofort in unerhört frecher Weise anpöbelte: „Sie, Sie könnten auch den Hut von Ihrem Schädel zieh'n!“ Wie gesagt, stand der Arbeiter mit dem Rücken zur Straße und konnte den vorbeikommen- den Pfarrer, den zu grüßen er übrigens gar nicht verpflichtet ist, überhaupt nicht sehen. Und es versteht sich von selbst, daß der Arbeiter, der so rüde von diesem „Hochwürden“ angeschrien worden ist, keinesfalls so knechtisch war, die Auf- forderung zum Grusse wie ein Rekrut zu erfüllen. Er ignorierte den fleghaften Gottesdiener und ging seelenruhig seiner Arbeit nach.

Damit aber war die Sache noch nicht erledigt. Nachmittags schickte der Pfarrer seinen Mesner auf den Bauplatz zu fragen, ob jener Arbeiter „noch immer da“ sei. Als dies bejaht wurde, erklärte der Mesner, der Pfarrer gebe durch ihn den Auf- trag, daß dieser Arbeiter sofort ent- lassen werde. Natürlich wagte man sich dem Gebot des Herrn Pfarrer nicht zu widersetzen, war doch der Bauherr der Orts- schultat und ist doch Herr L. u. g. das ton- angebende Mitglied dieser Körperschaft! — Das ist kein Terror, nicht wahr? — Tatsächlich verließ der Arbeiter den Bau und konnte von Glück reden, daß er sofort anderweitige Arbeit zugewiesen erhielt. Wäre es aber nach dem Willen jenes Prie- sters der Duldsamkeit und der Nächstenliebe gegangen, so könnte der Arbeiter und seine Familie ihre Mägen auf die Bäume hängen. Natürlich sprach sich dieser Fall in der Pfarre sofort herum und abends schon er- klärten reise und gefeste Bauern, die sich der Handlungen des eigenartigen Seelen- jüdes längst schon schämen, nun würden auch sie diesen Pfarrer nicht mehr grü- ßen und wenn er zehnmal hintereinander an ihnen vorüberginge.

### Bezirk St. Peter.

Markt Mischbach. (Unfall.) Montag, den 15. Juli, stürzte der Bundesbahner Karl Maier auf der Heimfahrt nach Krenstetten so unglücklich vom Rade, daß er eine schwere Gehirnerschütterung erlitt und mit dem Abendzuge in das Spital nach Amstetten transportiert werden mußte.

Markt Mischbach. (Eine Demaskie- rung.) Unserem Herrn Bürgermeister sind gewisse Artikel in der „Eisenwurzen“ der art auf die Nerven gegangen, daß er glaubte, in einer Sitzung des Bezirksfürsorgetages dagegen polemisieren zu müssen. Er ver- stieg sich sogar zu der Behauptung, daß er der Familie Schöberl eine Wohnung ver- schaft hätte und auf die Replik uneres Gen. Büchler, er, der Bürgermeister, habe ja selbst eine leerstehende Wohnung, meinte er wütendbrannt: „Dös geht Ichna an Dreck an!“ Wir möchten dem Herrn Bürgermei- ster schon raten, außer der Lektüre der „Reichs- post“ und des „Woiwogensblattes“ sich vielleicht mit Knittiges „Umgang mit Men- schen“ eingehend zu beschäftigen. Diesen Sauberdenken möchten wir uns schon ener- gisch vorbehalten haben. Ein für allemal. Wir wissen es ja, daß der Herr Bürgermeister sehr ungehalten war, als man die Fa- milie Schöberl, von der er glaubt, daß sie vielleicht Sozialdemokraten sind, nach Mischbach gewiesen hat, weil sie ja hier behelmatet ist. Um den Kräfteausgleich wie- der herzustellen, wollte Herr Schürz eine andere ortsfremde Familie (natürlich eine Arbeiterfamilie) ausweisen oder wie er so schön sagt: „abschieben“, denn der Polizei- geist des Vormarsch soll wenigstens in Misch- bach eine fröhliche Ausrichtung feiern! Sein gemeindeväterliches Auge fiel auf die Familie Schöberl, Mischbachs Nachboden- bewohner. Aber man kann doch einen Men- schen, der kein Verbrechen begangen hat und ebenso der allgemeinen Fürsorge nicht zur Last fällt, nicht so öghneweiteres abschieben. Was tut nun der Mann Gottes? Er geht her und läßt der Frau des Schöberl, die im Wochenbett liegt, durch den Gastwirt Nagl das Essen geben, er geht zur Heb- amme und verlangt ihre Rechnung und legt dann diese sowie die Rechnung des Wirtes dem Bezirksfürsorgetag St. Peter vor! Dies alles, obwohl beide, Schöberl und seine Frau, in Arbeit stehen, nie eine Unterstützung verlangt haben, indem ja Frau Schöberl die ihr zustehende Un- terstützung der Krankenkasse bezieht. Schö- berl beanspruchte von niemand irgend eine Hilfe. Und der Bezirksfürsorgetag Schürz tut dies alles nicht vielleicht aus christ- licher Liebe, sondern einzig und allein, weil er diese als rot verdächtige Familie nach Oberösterreich abschieben lassen will! Ein feiner Plan. Ja, man liest nicht umsonst täglich die „Reichspost“! Doch schließ- lich wurde der Braten gerochen, Schöberl zahlte sich alles selbst und — Herr Schürz hat sich nun wieder durch seine Eigenmächtig- keit blamiert! Das schönste ist, daß man sich aber ob dieser christlichen Tat noch rühmt, „es geschieht ja eh alles für die armen Leut!“

Ein zweiter Fall ist ebenso kraß: Die schon erwähnte Familie Schneider bewohnt seit November 1928 ein erbärmliches Loch im sogenannten Armenhaus, über das der Bezirksfürsorgetag St. Peter verfügt. Es steht unter dem Mieterschutz und haben die letzten Mieter 5 Schilling pro Monat be- zahlt. Herr Schürz geht nun her und stei- gert ohne einen Schein von Berechtigung die Wohnung dem Herrn Schneider auf sage und schreibe 15 Schilling, während der gesetzliche Mietzins ab August 1929 höchstens 3 oder 4 Schilling ausmacht! Und das alles für ein kleines, nasses Loch, das Herr Schürz nicht einmal als Pferde- stall benützen würde. Auch für Zwiebel- aufbewahrung wäre es bestimmt nicht zu empfehlen. Wir fragen nun, ist der Bezirks- fürsorgetag geneigt, diese kraße Ungerech- tigkeit sofort und voll und ganz gutzu- machen? Outzumachen insofern, daß man der Familie Schneider den zu viel bezahlten Zins wieder rückerstattet? Es ist nur be- grüßenswert, daß Herr Schürz die Maske des christlichen und sozial empfindenden Biedermannes endlich fallen läßt und sein wahres Gesicht zeigt. Jawohl, nur aus seinem Herzen keine Mördergrube machen. Wir kennen nun die christliche Nächstenliebe dieses Herrn zur Genüge, sie ist nicht grö- ßer als das Loch der Armenbüchse. Ar- beiter, merkt es Euch und laßt es Euch zur Warnung dienen!

Stift-Seitenstetten. (Rom komman- diert.) Durch 39 Jahre stand Celestin Baumgartner als Abt dem bekannten oberösterreichischen Stifte Lambach vor. Im nächsten Jahre hätte er sein vierzig-

jähriges Abtjubiläum feiern können. Aber es sollte nicht sein. Der jetzt mehr als 80jährige Mann wurde vom Papst in Rom arg gedemütigt, er mußte das Stift, dem er vier Jahrzehnte vorstand, verlassen und in einem „Hilfswerk“ in Stadt-Paura Aufenthalt nehmen. Die Bevölkerung Lam- bachs ist über diese Verfügung Roms, welche zuerst ganz und gar unwahrscheinlich klang, in heller Erregung und Ent- rüstung und bringt den greisen Ex-Abt allgemeine Teilnahme entgegen. Celestin Baumgartner gehörte einstmals auch dem Reichsrat an und hat sich — im Gegensatz zu vielen seiner Standes- und Parteifreunde — sehr um die Ausge- staltung des Eisenbahnwesens in Oberösterreich verdient gemacht.

Was war nun der Grund zu jener päpst- lichen Verfügung, die den alten Mann seel- lich niederdrücken muß? Das Stift Lam- bach hat seinerzeit, als noch die Inflation in Österreich herrschte, Holztransak- tionen großen Umfanges abgeschlossen, und zwar so unglücklich, daß dem Stifte daraus unermesslicher Schaden entstand, der es nun verpflichtet, zur Abstattung wär- gender „Luden seinen Rumpf und Grund- besitz zu veräußern. Angeblich soll für die mißglückten Geschäfte der Abt verantwortlich sein, es verlaute aber auch, daß er zumindest nicht allein schuldig sei. Kom kann zwar ein erhebliches Maß von moralischen Un- gehörigkeiten und kirchlichen Sünden seinen Dienern verzeihen, aber mißglückte Ge- schäfte, die dem Kirchenbesitze Abbruch tun, verzeiht es nie. Da ist Rom und der Papst unerbittlich — und darin zeigt sich der große Unterschied zwischen Jesum Christ, der die Wechler aus dem Tempel jagte und den persönlichen Reichtum als Raub an den Armen verpönte, und seinen Nachfolgern auf Petrus Stuhl, die im lan- gen Laufe der Jahrhunderte nicht nur die Kirche und die Religion zur Schutzmacht des vor-seindlichen Großkapitals ernied- rigt haben, sondern die Kirche selbst zur Kapi- tal, in die dieselben Methoden an- wendet als andere Ausbeuter, gewandelt haben. Die römische Kurie, sieht nicht den Mann und sein berufliches Werk, seine Stellung als Priester, nein, sie sieht nur den geschäftlichen Mißerfolg, den dieser Mann Gottes hatte. Sie fügt dem alten Mann, der doch gewiß auch — insofern er sich an den prekären Verhältnissen seiner Abtei hat — sich mit Selbstwürden zerqualen wird, das allerhärteste Leid und den allerstiefsten Gram zu, indem sie ihn, nachdem man dem Abt zwei neuen Road- jutor, eine Art Vormund, aufgezwungen hat, nun gar als Abt stürzt und aus seinem Stifte entfernt.

Die Bevölkerung Lambachs, die nicht wegen des Papstes, sondern noch trotz dieses streng christlich denkt, ist über dieses Ereignis auf das tiefste empört, zumal ja auch die Befehle der freigeborenen Abtstelle nicht auf dem bisher üblichen Weg, sondern durch ein weiteres Diktat Roms erfolgte, nach welchem ein Seitenste- tener Pater, der Professor Jakob Reimer, zum Abt von Lam- bach ernannt worden ist. Abt Baum- gartner hat am Samstag, den 20. Juli, sein Stift tiefgebeugt verlassen müssen, Abt Reimer zog in Begleitung zweier Bischo- ren am Dienstag, den 23. Juli, ein.

Auch für hohe kirchliche Würdenträger gibt es keinen unbedingten Schutz vor Will- kürlichkeiten der Kurie; die aus machtgie- rigen Menschen gebildete Kurie, die sich als „von Gott bestellt“ falschneldet, spielt eben göttliche Vorsehung. Und mit solchen Beschickten Mächten kann auch ein in Ehren und im lauterem Dienst des Glaubens greis und weiß gewordener Abt einen ewigen Bund nicht schließen.

Biberbach. (Organisatorisches.) Das erfreuliche Anschwellen des Mitglieder- standes, sowie das rege Interesse in organi- satorischen Fragen veranlassen uns zur Ein- schaltung von Sprechtagen, und zwar an jeden Sonntag von 2 bis 4 Uhr nach- mittags im Gasthause „zur Eismühle“, wo- selbst auch Einzahlungen der Mitglieds- beiträge, sowie Neubereitete entgegenge- nommen werden.

(Trara, die Post ist da!) Genau so wie in der guten alten Zeit, erregt das Auftauchen des Postboten hierorts gewalt- tiges Aufsehen. Die Ursache dieses merkwür- digen Benehmens liegt darin, daß in der Zeit der modernsten Technik, in der Luft- und Meerestrafen in verhältnismäßig kurzer Zeit Ozeane überqueren, die Post- zustellung draußen im Dorf im Schnecken- tempo vor sich geht. Jedenfalls ist dies der Gipselpunkt der „Nationalisierung“, wenn Briefe, welche Samstag mit den Mittags- zügen in Rosenau eintreffen, erst am Dienst- tag nachmittags den Adressaten zugestellt werden. Zumal der dem Postamt Rosen-

au zugeleitete Sprengel von Biberbach könnte leicht innerhalb 15 Minuten erreicht und in 3 Stunden erledigt sein. Wären unsere Gemeindefürsorge nicht in einem Zu- stand, daß sich Mann und Kopf der Gefahr aussetzen Hals und Bein zu brechen, wür- den wir mit Freuden den mittelalterlichen, vergessenen Postillon begrüßen.

(Musikfest.) Die Feuerwehr-Mu- sikkapelle Biberbach veranstaltete am 21. Juli unter Mitwirkung der benachbarten Musikvereine Seitenstetten, Altharisberg und Wolfsbach ein Musikfest. Anstehend an dem Festzug, bei dem sich die frei- willige Feuerwehr, sowie der Männerge- sang-Verein Biberbach korporativ beteilig- ten, hielt Musikprofessor Pater Isidor aus Seitenstetten die Festrede. Der als Musiker allseits bekannte und geschätzte Festredner, gab in humorvoller Art einen geschichtlichen Ueberblick auf dem Gebiet der Tonkunst, Musiklehre und Pflege. Dem Leiter der Musik, Herrn Georg Schör- ghuber, wurde für seine langjährige Mit- arbeit ein schön ausgearbeitetes Diplom überreicht. Bei dem in den verschiedenen Gastgärten durchgeführten Konzerten, ge- fielen besonders die Vorträge der Kapellen Seitenstetten unter der Leitung des Herrn Dr. Berger und Altharisberg mit Herrn Lehrer Gittenbrunner. Letztere führte mit gutem Erfolg und schönen exakten Zu- sammenspiel auch in schwierigen Lagen die Ouvertüre zu „Dichter und Bauer“ von Suppe auf. Abgesehen von der für den Zu- hörer peinlich empfindenen Disziplinlosig- keit seitens sonst tüchtiger Mitglieder aller Kapellen, konnte doch der Erfolg des Tages als ein guter bezeichnet werden.

### Bezirk Saag.

St. Georgen. (Glück im Unglück.) Am 17. Juli mittags, ereignete sich hier bei Kilometer 147.9 ein schweres Autounglück, das erfreulicherweise ohne Schaden für das Leben und die Gesundheit der Insassen abgelaufen ist. Das Wiener Auto A 22 141, welches von seinem Besitzer Architekt Schöberl gelenkt wurde, erlitt an befagter Stelle auf der Fahrt gegen Linz im Hinter- rad einen Pneudesekt. Der Kraftwagen stellte sich quer über die Reichs- straße, dann jauchte er die Böschung hinauf, überschlug sich, stellte sich dann auf den Kühler und blieb schließlich mit den Rädern nach oben im Graben liegen. Nach solchen Turnkünsten des Autos sollte man glauben, daß seine Insassen zumindest schwere Verletzungen, wenn nicht den Tod davongetragen hätten. Im Gegenteil, es geschah den beiden Insassen nichts, denn sie wurden so glücklich in eine Bodenver- tiefung geworfen, daß das Auto, statt sie zu begraben, nur eine Brücke über sie bildete. Der Wagen selbst war sehr schwer beschädigt und mußte mittels Kräftwagen zur Reparatur nach Linz gebracht werden.

### Bezirk Waidhofen a. B.

Waidhofen a. d. Y. (An den Herrn G. M. Mitarbeiter des „Vote von der Ybbs“) In der Nummer 29 des Vote von der Ybbs fällt es einem inzüg- tigen Großdeutschen unter der Marke G. M. — was soviel wie „Großes Maul“ heißen dürfte — ein, das Internationale Jugend- treffen in Wien einer Kritik zu unter- ziehen. Nun es sei: Wir können platz- halber nicht auf lange und öde Geschwätze des Herrn G. M. eingehen, doch wollen wir einiges zusammenfassend bemerken.

1. Sehen wir, die wirklichen Teilnehmer des Internationalen Jugendtreffens in Wien, daß Sie schon gar nichts von unserem Treffen gesehen haben müssen und daß Sie aber schon gar nichts wissen, seit wann schon unser Jugendtag in Wien an der Tagesordnung in der Jugendbewegung aller Länder stand! Deshalb steht es Ihnen, auch nicht zu, zwischen Sängertreffen und Jugend- treffen eine Parallele zu ziehen, den das Staa. ander des Internationalen Jugend- tages in Wien, wurde schon am Kon- gress der Arbeiterjugendinternationale in Amsterdam vor drei Jahren be- schlossen, somit in einer Zeit, wo für das Sänge... effen in Wien die Propaganda noch nicht einmal entfaltet war.

2. Das Deutsche Sängertreffen war kein nationales Parteifest, sondern ein Ehren- tag Schuberts, was beweist, daß auch die A... angeengereine mitwirkten, daß viele und viele deutsche Sozialdemokraten am Sängertreffen teilnahmen, daß deutsche so- zialdemokratische Minister und Reichsrats- abgeordnete sich aktiv am Feste beteiligten. Wenn Sie also Herr G. M. unser Arbeiter- jugendtreffen in Wien damit motivieren woll-

ten, daß es dazu angetan sei, um den Ehrentag eines großen deutschen Musikers verschwinden zu lassen zu wollen, da müssen wir, die Arbeiterjugendlichen Waldhofens Ihnen aber schon sagen, daß die Sommerhige bei Ihnen offenbar eine Gehirnshmelze bewirkt hat. Arm und geistlos sind Ihre Ausführungen, so recht die eines Menschen, der dadurch, daß er sich mit einer bunten Mühe im Leben herumtröckelt, sich schon im Besitz besonderer Weisheit wähnt. — Klassenkampf der Jugend? Ja, glauben Sie, Herr Berichterstatter, unseren Jugendsachen gehe es wie den Spielern und Geldherren, die bei den vollen Fleischtöpfen sitzen und sich nicht um ihre Existenz schlagen müssen? Die von Ihnen empfundene „Eintönigkeit“ unserer roten Fahnen gefällt uns Jugendsachen sehr wohl, denn nicht unter divers gefärbten Bierbankwimpeln, sondern im Zeichen der roten Fahne wird sich alles arbeitende Volk sammeln und sich eine schönere Zukunft bauen!

Sie wissen, daß Wissenschaft, Kapital und Religionen usw. internationalen Charakter haben; warum soll die von der internationalen Not betroffene Arbeiterjugend der Welt nicht ihrem Willen Ausdruck verleihen? Nennen Sie es Klassenhaß, wie alle Berichterstatter, die das Abschreiben gewohnt sind, nennen Sie es Klassenkampf! Haß, dieses Wort ist uns ja nicht mehr neu: Wir kennen und fühlen es zur Genüge! Ja, schafft die Heimwehr vielleicht den Klassenfrieden? Werden nicht viele Arbeiter zur Heimwehr gepreßt, wenn sie Arbeit haben wollen?

Sie werden der Jugend die Jetztzeit nicht kennen lernen, lieber Herr Berichterstatter! Erkennende Jugend steht zu uns, wie auch viele erkennende Kleinbürgerskinder zu uns kommen. Das wird nicht im Haß sein, sondern sicherlich aus der Erkenntnis, daß auch sie früher oder später ihre Arbeitskraft verkaufen müssen dem, der sie stets unterwerfen will, dem Kapitalisten. Wir wenigen Arbeiterjugendlichen Waldhofens haben aus dem Internationalen Jugendtag allen innerlichen Schwung und Drang zur Umgestaltung der bestehenden Gesellschaftsordnung geschöpft und werden uns ihm hingeeifert der Stammtischreden nicht hemmen lassen im frohen, zielbewußten Vorwärtsschreiten!

**Waldhofen a. d. Y. (Dankagung.)**  
Für die vielen Beweise herzlichster Teilnahme, anlässlich des Ablebens meiner Gattin, Frau Hermine Markhauser, und für die große Beteiligung beim Leichenbegängnis sowie für die vielen Kranzspenden spreche ich allen den besten Dank aus.  
Gottfried Markhauser samt Kinder.

**Waldhofen a. d. Ybbs. (Vom Arbeiter-Radfahr-Verein.)** Samstag, den 27. Juli 1929 um 20 Uhr findet die Monatsversammlung im Vereinsheim Brauhaus statt. Es ist die letzte Zusammenkunft vor unserem Feste am 3. und 4. August. Wir bitten die Mitglieder, zu dieser wichtigen Versammlung bestimmt und pünktlich zu erscheinen. Gilt es doch, unser Fest klaglos vorzubereiten, daher ist jedes einzelne Mitglied unbedingt notwendig.

Am Sonntag den 28. Juli 1929 um 13 Uhr ist die Abfahrt zum Schneiderwirth nach Hiberbach vom Vereinsheim weg. Die Radler von Gerstl erwarten uns beim Gasthaus Messinger in Gerstl. Zu dieser Partie ist alles eingeladen, ob Jung oder Alt, denn beim Schneiderwirth kann sich in dessen schönem Obstgarten, der uns zur Verfügung steht, alles gut unterhalten und ist für gute Pause vorgesorgt. Spiele werden dort aufgeführt usw. Also alles auf am Sonntag zum Schneiderwirth!

**Kröllendorf. (Kirta oder Sängertage.)** Vor kurzer Zeit hielt der christlich-deutsche Gesangsverein Althartsberg im Gasthaus „zum Waldhorn“ in Kröllendorf eine festliche Veranstaltung ab, um sein Können der Öffentlichkeit zur Schau zu bringen. Das günstige Wetter sowie der gute Besuch erfreute die Veranstalter und da für gutes Bier und Wein zur Genüge gesorgt war, fehlte es auch nicht an gemüthlicher Stimmung. So schön sich das Fest anließ, so war doch dessen Abschluß für einige nicht so angenehm. Einer kam um einige Zähne weniger nach Hause, ein anderer mit verschwollenem Gesicht und ein dritter wurde nach dieser gemüthlichen Unterhaltung gefragt: „Wo hast du deine schönen blauen Augen her“. Wir möchten die christlich-deutsche Vereinsleitung darauf aufmerksam machen, sie möge in Zukunft bei etwaigen Neuaufnahmen für den Gesangsverein statt der Stimme die Hände des Aufnahmskandidaten prüfen und die übrigen Sänger fragen, ob sie wohl einer derartigen Hand eines Großbauernsohnes auch Widerstand leisten können . . .

**Bruckbach. (Jugendobmann Rudolf Huttenberger tödlich verunglückt.)** Am 13. Juli 1929 fand unser lieber Genosse und Gruppenleiter Rudolf Huttenberger aus Bruckbach in der Fahrt als Mitfahrer mit dem Motorfahrer E. N. sein jehes Ende, als ihnen um zirka 10 Uhr nachts auf der Strecke Amstetten-Blindenmarkt ein entgegenkommendes Auto die Straßenaussicht benahm und den Motorfahrer an einen Baum trieb. Wohl konnte das Auto das nur schlecht beleuchtete Motorrad als Kraftfahrzeug nicht erkennen, sodas es nicht abblendete, als E. N. mit seinem Rad daherkam und vom Lichtkreis des Autos geblendet, an den Baum anfuhr. E. N. konnte mit schweren, doch nicht lebensgefährlichen Wunden in das Krankenhaus Amstetten gebracht werden, während bei Huttenberger, welcher einen Schädelgrundbruch erlitt, Wiederbelebungsversuche scheiterten. Dienstag, den 16. Juli, trugen die Turner Rosenaus ihren Turnbruder, den Jugendgenossen Huttenberger zur letzten Ruhe. Viele seiner Kameraden ließen es sich trotz Schichtverlust nicht nehmen, dem Toten die letzte Ehre zu erweisen. Der Verlust, einen hoffnungsfrohen Genossen, einen vorbildlichen Sohn seiner Eltern unter die Toten einreihen zu müssen, veranlaßt uns aber, der Jugend und gerade der Jugend, die an den Ersehnlungen der Neuzeit an den technischen Neuerheiten das intensivste Interesse hat, zu sagen, daß es der Genius des Menschen ist, fast Liebermenschliches zu zeugen, zu erfinden, doch daß dieser Genius oft nicht in der Lage ist, dem sonst Nützbringenden in seiner Gefahrenseite zu begegnen. Möge die Jugend schonender mit sich und diesen Errungenschaften der Technik sein, mögen aber auch die Alten in der Kritik nicht zu hart sein und sagen, „wenn Du's nicht verflucht hättest, wäre es nicht passiert“. . . . denn gerade aus lebensgefährlichen Versuchen an der Arbeitsstätte gehen die großen maschinellen Entdeckungen hervor. Gerade das Schöne, Nützbringende, kann manchmal den Tod und ewigen Heimgang eines Menschen erfordern. Man kann den Majestäten der Berge nicht folgen, wenn der Steiger die Klippen zu wenig achtet und abstürzt, man kann auch der Straße ob ihres Verkehres und seiner Gefahren den Vorwurf machen. Man wird bei Giordano Brunos Worten bleiben müssen . . . „die Zeit nimmt und gibt es“ . . .

**Dankagung.** Von unserem guten Sohne Rudolf auf immer getrennt, sagen wir allen unseren Freunden und Bekannten, allen die Rudolf die letzte Ehre erwiesen

haben, unseren besten Dank. Besonderen Dank den Turnern, die unsere teure Last, bis zum entfernten Friedhofe trugen, unseren Dank den Vertretern der Nachbarjugendortgruppen. Mögen alle, die uns Teilnahme bekundeten, auf diesem Wege unseren schmerzlichen Dank entgegennehmen, da wir ganz außerstande sind, dies an jeden einzeln zu tun.  
Familie Huttenberger.  
Bruckbach, 16. Juli 1929.

**Böhlerwerk. („Wirtschaftspolitik.“)** Die letzten Beschlüsse des Gemeinderates von Böhlerwerk zeitigten derartige interessante Ergebnisse bei unserer Wirtschaftspartei, daß es sich wirklich lohnt, sie der Öffentlichkeit nicht vorzuenthalten.

Zur richtigen Erkenntnis des folgenden ist es notwendig, die Wirtschaftspartei mit ihren Nebenlinien vorzustellen und einen kurzen Rückblick zu veranstalten. Im Spätherbst 1925 wurde die Industriegemeinde Böhlerwerk aus der Taufe gehoben. Bei der ersten Gemeinderatswahl bewarben sich die sozialdemokratische sowie die Wirtschaftspartei um Mandate. Die Wirtschaftspartei plakatierte eine gute, solide Wirtschaft und erhielt trotz vieler Wählerversammlungen nur 3 von 14 Mandaten. Die restlichen 11 Mandate erhielten die „Austromarxisten“. Wir warteten in den verfloßenen vier Jahren oft auf die plakatierten guten Wirtschaftsvorschläge für die neue Industriegemeinde — leider kam bis heute nichts!

Bei den Parteierklärungen zerfiel die Wirtschaftspartei auf drei Parteien, und zwar: 1. Christlichsozialer, 1. Großdeutscher und, hört — 1. Altliberaler!

Die Gemeinde Böhlerwerk beschäftigte sich in der letzten Zeit viel mit dem Bundeswohnbauförderungsgefes und versucht nun, mit der bestehenden Siedlungsgenossenschaft in Böhlerwerk einen Wohnhausbau nach Erlangung von Bundesmitteln zur Durchführung zu bringen. Zu diesem Zweck nahm die Gemeinde ein Kommunal- (Transit-) Darlehen auf; vor der Abstimmung wurde die ungeheure Wohnungsnot sowie die Arbeitslosigkeit und die Not der hiesigen Gewerbetreibenden ins rechte Licht gerückt, für die eine Bautätigkeit nur eine Wohltat wäre. Jeder erhoffte einen einstimmigen Beschluß, leider aber enthielt sich der Großdeutsche der Stimme, obwohl auch er sich stets als Gewerbetreiber aufzuspielen beliebt.

Weiters wurde beschlossen, den Besitz von Baugrund, zirka 5300 Quadratmeter, der Siedlungsgenossenschaft käuflich zu überlassen. Bei dieser Abstimmung erhielt der sozialdemokratische Antrag nur eine Gegenstimme, und zwar von unserem Altliberalen. Begründung: Es könnte, wenn die Gemeinde den ganzen Grund verkauft, sich in Böhlerwerk kein Geschäftsmann mehr niederlassen. Diese Begründung ist wirklich nur altliberalen Wählern verständlich — wirtschaftspolitisch Denkenden nicht!

Bei dieser Gelegenheit müssen wir aber auch betonen, daß sich der christlichsoziale Mandatar ganz gegenständig verhält und bei allen bis jetzt gefallenen Beschlüssen, die ja nur ausschließl. für den Aufbau unserer Gemeinde bestimmt waren, innerlich überzeugt mit der Mehrheit stimmte. Nach Ansicht vieler hätte die christlichsoziale Partei überhaupt Anspruch auf mehr als ein Mandat und viele können daher nicht verstehen, wieso es notwendig ist, daß christlichsoziale Wähler für Parteiparastiten (Großdeutsche und Altliberale) die Stimmen abgeben müssen, da sie doch wirklich für ein wirtschaftliches Arbeiten nicht zu haben sind. Hier wäre vielleicht eine reinliche Scheidung nicht unangebracht.

Vielleicht genügen diese Zeilen, daß die von der Wirtschaft abseits stehenden Wirtschaftspartei Vertreter ihrem Programm ge-

**In das Heim des Arbeiters  
Nur die Arbeiterpresse!**

mäß wirklich gute, solide Wirtschaftspolitik betreiben.

**Ybbitz. (Aus der Galerie der Ehrenmänner; Einleitung: England braucht Lords.)** Die kommenden Gemeindevahlen machen der herrschenden Reaktion in Ybbitz schon jetzt — Bürgermeisterschmerzen. Da die Herrschau unter den Ybbitzigen begreiflicherweise nicht befriedigte, hat man sich, sicher nicht ohne schweres Herzeleid, auf das jüngste Schöfkind des Pfarrhofes, auf den neugebackenen, noch sehr jugendlichen Oberlehrer geeinigt. Damit aber die Geschichte „nicht so gach“ anfängt, sollte der „Juagroast“ zuerst durch Uebertragung sozusagen bodenständiger Würden gewissermaßen „dasig“ gemacht werden. Dieser Aufgabe diente die Raiffeisenkassenversammlung vom 14. Juli, indem sie den schwarzen Herrn in contumaciam zum Ausschisrate wählte und auf diesem Beschlusse beharrte, obwohl Herr Tauer darauf aufmerksam machte, daß der Oberlehrer gar kein Mitglied sei. Man bezog sich merkwürdigerweise sofort auf die Statuten, um Herrn Tauer, der durch Verlegung seines Wohnsitzes die Mitgliedschaft eingebüßt hat, das Wort zu verweigern, wollte aber den aufgelegten Blödsinn, ein Nichtmitglied in den Ausschisrat zu berufen, trotz der Statuten durchaus nicht einsehen. Die krampfhaftige Sucht nach neuen Männern nimmt freilich nicht wunder, wenn man die wahrhaft schwankenden Gestalten der alten betrachtet. Wir wollen in der Folge eine Reihe von Porträts aus der Ybbitzer Ehrenmänner-Galerie zur Ausstellung bringen und werden demnächst mit der hervorragendsten Erscheinung beginnen, mit dem „wirtschaftlichen Drahtzieher“ von Ybbitz, dem gewesenen Obmann der Raiffeisenkassa, dem Krämer-Krösus Josef Windischbauer.

**Göstling a. d. Y. (Würdige Repräsentanz.)** Manche Leser haben bei uns angefragt, ob man dem Kästermaul, welches unter dem Spitznamen „Wastl am Wald“ hinterhältige Verlogenheiten in der „Ybbstzeitung“ schreibt, nicht das unsanbere Handwerk legen könne. Wir wollen diese Frage dahin beantworten, daß wir es ablehnen, uns mit einem Burtschen herumzuschlagen, welcher die Wastlsprache ja doch nur deswegen gebraucht, um nicht sofort als d. r. Armistischer erkannt zu werden, der er in Wirklichkeit ist. Wir wollen ihm die Freude an seinen kreihhaften Ausfällen nicht nehmen; im Gegenteile kann es unserer Sache durchaus nicht schaden, wenn unsere politischen Gegner kein vernünftiges Argument, sondern nur mehr buchstäbliche Trottelhaftigkeiten zu sagen haben. Uns kann es herzlich wenig anhaben, wenn die geistige Repräsentanz der Göstlinger Spießer jenem böswilligen Elomn übertragen wurde, der sich da als „Wastl am Wald“ täppisch vorstellt hat.

**Lassing. (Musikverein.)** Allen Genossen von Göstling sprechen wir auf diesem Wege unseren herzlichsten Dank aus für die gewidmete Spende von 50 Schilling, fernes für die Sammelergebnisse durch die Musikblocks. Auch danken wir allen Lokalorganisationen welche uns Spenden zusandten. Zugleich wenden wir uns an alle Lokalorganisationen, welche noch Musikblocks von uns haben, sie mögen das Erträgnis uns ehestens zusenden, da wir immer mit finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Mit Freundschaftsgrüßen die Genossen von Lassing.

Trinkt  
**Schartner Bombe!**  
  
Mineralwasser  
mit  
Fruchtsaft.

**Creme Leodor**  
Vier wichtige Verwendungsmöglichkeiten:  
**Bei Sonnenbrand** ist Creme Leodor ein wundervoll kühlendes Mittel gegen schmerzhaftes Brennen der Haut.  
**Bei Insektenstichen** verhindert Creme Leodor, die aufgeschrienen, schmerzhaftes Anschwellen u. Juckreiz.  
**Als Puderunterlage** leistet Creme Leodor mit ihrem dezenten Blütengeruch vorzügliche Dienste.  
**Bei roten Händen** und unschöner Hautfarbe verleiht die sämneig-weiße Creme Leodor den Händen und dem Gesicht jenen matten Teint, wie er der vornehmen Dame erwünscht ist.  
Tabe 1.— S. und 1.60 S., die dazugehörige Leodor-Schale 0.60 S. In allen Chlorodont-Verkaufsstellen zu haben.  
**Saben Sie schon inseriert??**

**Klaviere, Piano**  
Umtausch, Einkauf, Verkauf  
Uebernahme sämtl. Reparaturen  
und Klavierstimmen  
Original-Fabrikpreise  
!! Zahlungserleichterungen !!  
Strobl, St. Pölten  
Schießsattprom. 9 (Stroblhof) Telephon 411

**Ludwig Benesch**  
Annoncen-Expedition  
St. Pölten, Hefstraße Nr. 6  
Fernsprecher 458  
Durchführung jeder Reklame auf  
allen Plätzen des In- u. Auslandes

**Gutenberg-**  
**Buchdruckerei**  
St. Pölten, Franziskanergasse 6  
Durchführung sämtlicher Druckarbeiten

**NÄHMASCHINEN**  
für Familien-, Schneider-, Schuhmacher- und  
Gewerbearbeiten  
**PICK** Fahrräder 1929  
ohne Angabe S 20- monatlich  
m. reel'er Garantie  
WIEN IX., Lechtensteinstr. 2/  
IV., Wiedner Hauptstr. 8